

Arbeit vs. Muße

Die Simulation von Arbeit, wie sie im nächsten Abschnitt untersucht wird, stellt nicht nur ein literarisches Phänomen dar. Die Tendenz zur Simulation von Arbeit hat sich aus der historischen Veränderung der Arbeit, und ihrer Wahrnehmung in der Gesellschaft entwickelt – und wird in der Literatur als solche aufgegriffen. Dabei sind zwei Faktoren besonders relevant: Zum einen die Aufwertung von Arbeit in der Neuzeit und die Tatsache, dass sie sich dadurch an die Muße annähert. Zum anderen die Verknappung der Arbeit im 20. Jahrhundert und die daraus resultierenden Beschäftigungsmaßnahmen. Diese beiden Faktoren, die im Folgenden weiter ausgeführt werden, tragen zu einer Art ›simulativer Umwertung‹ von Arbeit bei.

Annäherungen

Ein Grund, Arbeit überhaupt zu simulieren, liegt in der großen gesellschaftlichen Wertschätzung, die ihr seit einigen Jahrhunderten zukommt. Im Zuge ihrer Aufwertung hat sich ein dominanter Diskurs entwickelt, der der Arbeit einen ähnlichen Genusswert zuschreibt wie der Muße. Diese Nähe von Muße und Arbeit, die auch bei Robert Walser durchscheint, ist historisch betrachtet ein relativ neues Phänomen. Blickt man zurück zu den Anfängen der europäischen Kultur, so stellt man eine strenge Trennung zwischen Arbeit und Muße fest. In der griechischen Antike wurde Arbeit (*ponos*) als die Befriedigung von Grundbedürfnissen verstanden, und als minderwertige Tätigkeit angesehen. So schreibt Hannah Arendt, dass alle Beschäftigungen, die »nicht um ihrer selbst willen unternommen wurden, sondern um die Lebensnotwendigkeiten herbeizuschaffen«, dem »verachteten Stand der Arbeit gleichgestellt« wurden.¹ Die Muße (*scholê*) hingegen war eine hochgeachtete Tätigkeit, gerade weil sie die Freiheit von der Arbeit bedeutete:

1 Arendt: *Vita activa*, 101.

Die griechische σχολή [scholé] wie das lateinische otium bedeuten nicht so sehr Muße als Freiheit von politischer Tätigkeit; allerdings werden beide Worte auch gebraucht, um Freiheit von Arbeit und den Lebensnotwendigkeiten zu bezeichnen. In jedem Fall handelt es sich nicht primär um Freizeit, sondern um eine von Sorge und Mühe freie Lebenslage.²

Muße im antiken Sinne meint gerade einen Rückzug von dem Tätigkeitsprinzip der Notwendigkeit, was sie im Gegensatz zur einfachen Arbeit zu einer hochkultivierten Tätigkeitsform machte: »Muße bildet [...] die Voraussetzung des *bios theoretikos* (Aristoteles) eines Philosophen als der vornehmsten antiken Lebensform und des *otium cum dignitate*« der römischen Nobilität, die mit dem niederen *labor*, der Werkarbeit, nichts zu tun hatte.³ Muße, Müßiggang, Freizeit, Nichtstun und alle anderen Termini, die sich in diese Reihe einfügen lassen, bilden seit der Antike und mindestens bis ins späte Mittelalter einen positiven Gegenbegriff zur negativ konnotierten Arbeit als Tätigkeit aus der Sphäre der Notwendigkeit.

Doch in der Neuzeit ändert sich diese Relation drastisch, weil Arbeit nunmehr als etwas Gutes wahrgenommen wird. Im Gegensatz zur Korrelation der Arbeit mit Sorge und Mühe, wie Hannah Arendt sie für die Antike beschreibt, entstand in der Neuzeit ein Diskurs, in dem Arbeit zu einer Möglichkeit umgedeutet wird, das eigene Leben selbstständig verbessern zu können. Zum einen verbreitet sich durch die theoretische Arbeit von John Locke ab Ende des 17. Jahrhunderts die Erkenntnis, dass Arbeit zur Akkumulation von *Eigentum* führen kann.⁴ Adam Smith postulierte knapp hundert Jahre später, dass sich daraus auf nationaler wie auf individueller Ebene *Reichtum* erwirtschaften lässt.⁵ Für den arbeitenden Menschen der Neuzeit war dies in vielerlei Hinsicht eine segenerreiche Kehrtwende: lange eingeschnürt in das Korsett des Frondienstes und ähnliche Abhängigkeiten, versprach eine Aufwertung der Arbeit für ihn auch eine Befreiung aus rigiden Beschäftigungssystemen und die Möglichkeit eines *sozialen Aufstiegs*. Erfolgreiche Berufsarbeit, so heißt es

2 Arendt: *Vita activa*, 418.

3 Johannes Engels: *Mercēs auctoramentum servitutis* – Die Wertschätzung bestimmter Arbeiten und Tätigkeiten durch antike heidnische Philosophen. In: *Arbeit im Mittelalter. Vorstellungen und Wirklichkeiten*. Hg. v. Verena Postel. Berlin: Akademie (2006), 60.

4 Vgl. John Locke: *The Second Treatise of Government*. Hg. v. Thomas P. Peardon. New York: Liberal Arts Press (1952).

5 Adam Smith: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. Hg. v. Jonathan B. Wight. Petersfield: Harriman House (2007), 293.

bei Aßländer und Wagner, vermochte es angeblich, »Stand und Herkunft als klassische gesellschaftliche Stratifikationsmerkmale« abzulösen.⁶

Es entwickelte sich zudem die Idee, dass der Mensch die ihm gegebenen Möglichkeiten erst in der Arbeit vollkommen realisieren könne. Während im Mittelalter noch eine große Skepsis gegenüber technisierter und industrieller Arbeit vorherrschte, so hielt man sie in der Neuzeit zunehmend für den Beweis des menschlichen Erfindungsgeistes. Der arbeitende Mensch ist in dieser Perspektive ein schöpferisches Wesen, und die Arbeit Manifestation seiner *weltbildenden* »Naturbeherrschung« und der *Innovation* seines Denkens.⁷ Den Höhepunkt dieses »glänzende[n] Aufstieg[s] der Arbeit von der untersten und verachtetsten Stufe zum Rang der höchstgeschätzten aller Tätigkeiten«, so Hannah Arendt, ist im Denken von Karl Marx erreicht, in dessen Einschätzung die Arbeit nicht nur die »Quelle aller Produktivität« ist, sondern auch »Ausdruck der Menschlichkeit des Menschen selbst«.⁸ Diese und andere Würdigungen bilden seit dem 17. Jahrhundert einen Diskurs der Arbeits-Idealisierung aus, der nachteiligere Beurteilungen der Arbeit in nicht unwesentlichem Maße verdrängt hat. In diesem Diskurs ist Arbeit nicht mehr mit »Sorge« und »Mühe« verbunden, wie Arendt es für die Antike beschreibt – im Gegenteil. Mithilfe der eben genannten Vorteile der Arbeit – Eigentum, Reichtum, sozialer Aufstieg, Innovation, Weltbildung – operiert dieser Diskurs mit der Suggestion, Arbeit sei nicht nur produktiv und nützlich, sondern auch *angenehm*. Ebenso angenehm, so die Implikation, wie die Muße, die die Arbeit doch eigentlich erst ermöglichen soll.

Arbeit als Zeichen

Diese Idee einer angenehmen, genussvollen Arbeit hat jedoch eine Kehrseite: die positive Umwertung der Arbeit birgt nicht nur Vorteile für Arbeiter, sondern ist auch von kapitalistischen Machtinteressen geleitet. Das verleitet zu der Annahme, dass die Vorstellung, Arbeit sei eine *angenehme* Tätigkeit, in gewisser Hinsicht nur eine Täuschung ist, die zu der tatsächlich weiterhin mühseligen Arbeit animieren soll.

6 Michael S. Aßländer u. Bernd Wagner: Einführung: Arbeit und Philosophie. In: *Philosophie der Arbeit. Texte von der Antike bis zur Gegenwart*. Hg. v. Dens. Berlin: Suhrkamp (2017), 11.

7 Georg Jochum: Arbeit als Grundlage menschlicher Existenz: Zur historischen Entwicklung des Verständnisses von Arbeit. In: *Handbuch Arbeitssoziologie*. Hg. v. Fritz Böhle u.a. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (2010), 99.

8 Arendt: *Vita activa*, 119f.

Obwohl Arbeit bis heute einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert inne hat, wurde dieser Wert doch zugleich »ausgehöhlt«. David Graeber zufolge hat sich nämlich die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts häufig getroffene Prognose über die Zukunft der Arbeit nicht bewahrheitet. Diese Prognose, für die Jeremy Rifkins *The End of Work* (1995) als exemplarisch zu lesen ist, beinhaltete die Behauptung, dass der technologische Fortschritt in großem Ausmaß Arbeitsplätze im Industrie-, Landwirtschafts- und Dienstleistungssektor überflüssig machen würde.⁹ Da in Folge nur wenige Menschen Arbeit haben würden, so stellten sich Rifkin und andere vor, müsse sich die Gesellschaft organisatorisch auf Arbeitslosigkeit einstellen. Diese Voraussage ist Graeber zufolge nur zum Teil eingetroffen, denn während einige Sektoren Arbeitsplätze abbauen mussten, haben sie sich in anderen schlagartig vermehrt. Diese zusätzlich geschaffenen Arbeitsplätze seien allerdings sinnlos, so die These Graebers, da sie dem kapitalistischen Diktum der Effizienz zuwiderlaufen. Es mag heute keinen Mangel an Arbeitsplätzen geben, doch bei vielen von ihnen handele es sich um »jobs that don't seem[...] to really do much of anything«.¹⁰ Er schreibt:

the same period that saw the most ruthless application of speed-ups and downsizing in the blue-collar sector also brought a rapid multiplication of meaningless managerial and administrative posts in almost all large firms. It's as if businesses were endlessly trimming the fat on the shop floor and using the resulting savings to acquire even more unnecessary workers in the office upstairs.¹¹

Graebers Begründung für diese Entwicklung ist vielschichtig, operiert aber im Kern mit Machtargumenten: jemanden viel Gehalt für eine Tätigkeit zu zahlen, die demjenigen sinnlos erscheint, hält er für eine Form der Unterdrückung. Insbesondere wenn sozial wertvolle Arbeit (Graeber spricht von »social value«, und nennt dafür KindergärtnerInnen, ÄrztInnen usw. als Beispiele) viel geringer entlohnt wird.¹²

The answer clearly isn't economic: it's moral and political. The ruling class has figured out that a happy and productive population with free time on

9 Jeremy Rifkin: *The End of Work. The Decline of the Global Labor Force and the Dawn of the Post-Market Era*. New York: G. P. Putnam's Sons (1995).

10 David Graeber: *Bullshit Jobs. A Theory*. London: Allen Lane (2018), xiii.

11 Graeber: *Bullshit Jobs*, 18.

12 Graeber: *Bullshit Jobs*, 12.

their hands is a mortal danger. [...] the feeling that work is a moral value in itself, and that anyone not willing to submit themselves to some kind of intense work discipline for most of their waking hours deserves nothing, is extraordinarily convenient for them.«¹³

Graeber argumentiert, dass Arbeit zum Selbstzweck avanciert ist. »We have become a civilization based on work – not even »productive work« but work as an end and meaning in itself.«¹⁴

Ähnlich argumentierte bereits vierzig Jahre zuvor Jean Baudrillard. Baudrillard leitet seine medientheoretische Idee einer simulierten Realität (er nennt dies Hyperrealität), um die es später noch gehen wird, nämlich aus einer post-marxistischen Betrachtung moderner Arbeitsmarktentwicklung ab. Schon Marx hätte erkannt, heißt es da, »daß das Kapital dazu tendierte, die Arbeitskraft zu reduzieren, wenn nicht gar vollständig aus seinem Prozeß auszuschalten, und sie durch eine riesige Menge toter Arbeitskraft zu ersetzen.«¹⁵ Anstelle des von Marx erhofften Schwindens der Herrschaft des Kapitals, so argumentiert Baudrillard, hätte sich diese ›tote Arbeit‹ von der »Produktivkraft« zu einem »Produkt« gewandelt.¹⁶

Denn die Arbeit ist keine *Kraft* mehr, sie ist *Zeichen* unter Zeichen geworden. [...] Früher bezeichnete die Arbeit die Realität der gesellschaftlichen Produktion, eines gesellschaftlichen Ziels, Reichtum anzuhäufen. [...] Die Arbeit war in jedem Fall von einer Zweckbestimmung durchzogen – [...] Heute gilt das nicht mehr: Die Arbeit ist nicht mehr produktiv, sie ist zur Reproduktion der Arbeitsanweisung geworden.¹⁷

Daraus folgt die These, Arbeit leiste nichts als die Kreation eines Abbilds ihrer selbst. Sie sei damit eine *Funktion des Imaginären*: »[S]ie ist nur noch der Spiegel der Gesellschaft, ihr Imaginäres, ihr phantastisches Realitätsprinzip.«¹⁸

Die Vorstellung, dass auch nur einige Arten von Arbeit zum Selbstzweck avanciert sind, bricht mit allen Arbeitskonzepten, die in den letzten Jahrtausenden erdacht worden sind. Hannah Arendt argumentiert, dass Arbeit

13 Graeber: *Bullshit Jobs*, xvi–xvii.

14 Graeber: *Bullshit Jobs*, xxiv.

15 Jean Baudrillard: *Der Symbolische Tausch und der Tod*. Übers. v. Gerd Bergfleth u.a. München: Matthes & Seitz (1982), 62.

16 Baudrillard: *Der Symbolische Tausch und der Tod*, 50.

17 Baudrillard: *Der Symbolische Tausch und der Tod*, 23f.

18 Baudrillard: *Der Symbolische Tausch und der Tod*, 28.

immer einen konkreten Zweck verfolgt, und zwar »Lebensnotwendigkeiten herbeizuschaffen«. Man arbeitet, um zu überleben: für Essen, Wärme und Unterkunft. Diese Zweckgerichtetheit war in der griechischen Antike zu einem solchen Maße etabliert, dass alle Beschäftigungen als Arbeit galten, »sobald sie *nicht um ihrer selbst willen* unternommen wurden«. ¹⁹ In der Neuzeit sei die Zweckhaftigkeit der Arbeit sogar noch erweitert worden, indem man ihr die Erzeugung eines Produktes nachsagte – eine Anschauung, die Arendt nicht teilt. Ihrer Ansicht nach zeichnet sich die Arbeit dadurch aus, »daß sie nichts objektiv Greifbares hinterläßt, daß das Resultat ihrer Mühe gleich wieder verzehrt wird«. ²⁰ Tatsächlich sei aber gerade die Vermischung von Arbeiten (*homo laborans*) und Herstellen (*homo faber*) einer der Gründe für die große Wertschätzung der Arbeit in der Moderne. Arendt schreibt:

Denn ausschlaggebend für die neuzeitliche Rangerhöhung der Arbeit war gerade ihre »Produktivität«, und Marx' blasphemisch gemeinte Formulierung, daß die Arbeit (und nicht Gott) den Menschen erschaffen habe oder daß die Arbeit (und nicht die Vernunft) ihn von allen anderen Tieren unterscheide, spricht nur in schockierender Radikalität aus, worüber sich die gesamte Neuzeit im Grunde einig war. ²¹

Graeber geht davon aus, dass in diesem über Jahrhunderte verfestigten Kontext eine Feststellung wie die, Arbeit sei nicht mehr zweckhaft, und schon gar nicht mehr produktiv, problematisch sein könnte. Selbstzweck kann vor diesem Hintergrund kein anerkanntes Element von Arbeit sein; ihre gesellschaftliche Wertschätzung beruft sich weiterhin auf ihre produktive, und nicht auf ihre selbstreflexive Kraft. Diese Diskrepanz erfordere Graeber zufolge eine *Täuschung*, insofern man sich als ArbeitnehmerIn dazu gezwungen sähe, so zu tun, als ob die eigene Arbeit tatsächlich sinnhaft ist:

Bullshit jobs are not just jobs that are useless or pernicious; typically, there has to be some degree of pretense and fraud involved as well. The jobholder must feel obliged to pretend that there is, in fact, a good reason, why her job exists, even if, privately, she finds such claims ridiculous. There has to be some kind of gap between pretense and reality. ²²

19 Arendt: *Vita activa*, 101.

20 Arendt: *Vita activa*, 104.

21 Arendt: *Vita activa*, 103f.

22 Graeber: *Bullshit Jobs*, 8.

Aus Graebers Arbeit lassen sich also zwei wichtige Feststellungen ableiten. Zum einen liegt damit ein Hinweis darauf vor, dass nicht nur die Arbeit verschiedentlich in den Bereich der Freizeit (bzw. der Nicht-Arbeit) eindringt, sondern auch andersherum. Die beiden Tätigkeitsbereiche opponieren demnach weit weniger als bisher angenommen. Zum anderen scheint das Eindringen des Nichtstuns in den Bereich der Arbeit einer ähnlichen Maskierungsnotwendigkeit zu unterliegen, wie es anders herum der Fall ist. So wird Arbeit, die man freiwillig in der eigenen Freizeit verrichtet, zum Beispiel als Selbstverwirklichung getarnt, oder als Errungenschaft einer flexiblen Arbeitszeitenregelung. Analog dazu ist es konstitutiv für zwecklose Arbeit, dass sie von denen, die sie verrichten, nicht offen als solche gekennzeichnet wird. Im Gegenteil: sie täuschen anderen, besonders ihren Arbeitgebern, vor, dass ihre Arbeit einen externen Zweck erfüllt, dass sie sinnvoll ist. Ironisch daran ist, dass diese Täuschung selbst, der Arbeit in vielerlei Hinsicht gleich, eine spezialisierte Tätigkeit ist. Annalisa Fischer argumentiert entsprechend, die Fälschung (»forgery« – die ja mit der Täuschung eng verwandt, wenn nicht mit ihr identisch ist), müsse als »autonomous mimetic method of creation« verstanden werden.²³ Die Tatsache also, dass die topologische Verschiebung des Nichtstuns in den Bereich der Arbeit wiederum mit einer anderen Art von Arbeit verdeckt wird, suggeriert, dass eine zentrale, weil reale, *Praxis des Nichtstuns* im Bereich der Arbeit stattfindet.

Diese Tendenz, die strikte Opposition von Arbeit und Nichtstun aufzulösen, hat auch literarischen Niederschlag gefunden. In der Literatur über das Nichtstun tauchen immer wieder Texte auf, die eine komplexere und vor allem engere Beziehung zwischen Arbeit und Nichtstun etablieren, und in denen sich diese vermeintlich diametral entgegengesetzten Tätigkeitsformen Nichtstun und Arbeit räumlich, strukturell und semantisch überlagern. Melvilles Bartleby zum Beispiel hört auf als Schreiber zu arbeiten, bleibt aber doch im Büro und wird weiterhin bezahlt. In Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* dreht sich alles um die Arbeit an der »Parallelaktion«, die allerdings nie ein Ergebnis zu produzieren vermag, und deren Arbeitstreffen nicht viel mehr sind als ein genussvoller Salon.²⁴ In Kafkas *Das Schloss* ist K. im

23 Annalisa Fischer: Preface. In: *Faking, Forging, Counterfeiting. Discredited Practices at the Margins of Mimesis*. Hg. v. Ders. u.a. Bielefeld: transcript (2018), 8.

24 Über das Ziel der »Parallelaktion« heißt es dort bezeichnenderweise: »Es dürfe nicht nur praktisch, es müsse eine Dichtung sein« – womit die Grenze zwischen Arbeit, Politik und Ästhetik verunklart wird. Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes Buch*. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (2014), 178.

Arbeitsauftrag als Landvermesser unterwegs, kann jedoch wegen der Unerreichbarkeit des Verwaltungsapparats nicht wirklich tätig werden – was ihn jedoch nicht davon abhält, weiter an seinem Arbeitsort zu verweilen.²⁵ Robert Walsers Romane, die nicht zuletzt wegen ihres Einflusses auf Kafkas Werk bekannt geworden sind, zeigen eine ähnliche, noch weitreichendere Überlagerung, die sich ganz konkret im Bereich des Tuns als solchem ansiedelt, und so die traditionelle Trennung zwischen Arbeit und Muße aufhebt.

Walser tut dies, indem er der Opposition zwischen Arbeit und Nichtstun das vermittelnde Element der Simulation hinzufügt. Diese eröffnet die Möglichkeit zu denken, dass die Arbeit zwar Genuss nur simuliert, diese Simulation aber genussreich sein kann. Arbeit zu simulieren kann also seinerseits Gefallen hervorrufen. Dass Arbeit mit Genuss auf eine verschobene Weise in Verbindung steht, besagt auch Sigmund Freuds These der Triebsublimierung. In *Das Unbehagen der Kultur* (1930) schreibt er:

Die Möglichkeit, ein starkes Ausmaß libidinöser Komponenten, narzißtische, aggressive, und selbst erotische, auf die Berufsarbeit und auf die mit ihr verknüpften menschlichen Beziehungen zu verschieben, leiht ihr einen Wert, der hinter ihrer Unerläßlichkeit zur Behauptung und Rechtfertigung der Existenz in der Gesellschaft nicht zurücksteht. Besondere Befriedigung vermittelt die Berufstätigkeit, wenn sie eine frei gewählte ist, also bestehende Neigungen, fortgeführte oder konstitutionell verstärkte Triebregungen durch Sublimierung nutzbar zu machen gestattet.²⁶

Arbeit, so Freud, hat also das Potential, den Menschen auf ebenso befriedigende Weise zu beschäftigen, wie die Tätigkeiten, die dem Lustprinzip ohne Umschweife folgen. Er impliziert, dass sie diese Triebregungen produktiv umlenken und damit zumindest zeitweilig ersetzen kann. Indem Freud das Angenehme und Lustvolle, dem sich der Mensch normalerweise in der Zeit der Muße widmet, idealtypisch der Arbeit zuschreibt, vollzieht sein Denken

25 Die Aufhebung von Grenzen – zwischen privat und öffentlich, bekannt und unbekannt, Institution und Mensch –, für die Kafkas Werk bekannt ist, gilt auch für das Paar Arbeit/Nicht-Arbeit. Dies wird z.B. durch Funktionsvertauschungen dargestellt: K. will mit dem Beamten Klamm, der ihn über seine Arbeit unterrichten soll, »als Privatmann« sprechen, während er stattdessen mit seiner Wirtin, die ihm nichts über seine Arbeit mitteilen kann, über seine Stelle spricht. Franz Kafka: *Das Schloß*. Frankfurt a.M.: Fischer (2012), 98.

26 Freud: *Das Unbehagen in der Kultur*, 46f.

eine Integration von Muße und Arbeit, die ihre ursprüngliche Trennung aufhebt. Diese konzeptuelle Aufhebung bleibt bis ins 21. Jahrhundert relevant. So schreibt Svenja Flaßpöhler mehr als 80 Jahre später: »Arbeit ist für uns heute nicht mehr nur Mühsal. Wir, die wir unsere Arbeit *gern* tun und uns in ihr verausgaben auch über das erforderliche Maß hinaus, sind keine Pflichtarbeiter im herkömmlichen Sinne mehr, sondern Genussarbeiter.«²⁷ Die Ansätze von Freud und Flaßpöhler lassen sich beide mit dem Begriff der Simulation in Verbindung bringen. Wenn die Arbeit eine »Befriedigung« (Freud), einen »Genuss« (Flaßpöhler) simulieren kann, dann kann auch die Simulation von Arbeit wiederum Befriedigung und Genuss bringen.

27 Svenja Flaßpöhler: *Wir Genussarbeiter. Über Freiheit und Zwang in der Leistungsgesellschaft*. München: DVA (2011), 9. Flaßpöhler benutzt den Begriff der Simulation nicht, hält aber den Genuss von Arbeit für kulturell kodiert (eher als in der Tätigkeit selbst angelegt), und deshalb auch für problematisch.

SIMULATION in *Der Gehülfe* von Robert Walser, 1907

*Die folgende Lektüre setzt sich mit einem Phänomen auseinander, das – zumindest vordergründig – in einem offensichtlichen Widerspruch zum Nichtstun steht: die Arbeit. In diesem Kapitel wird gezeigt, dass Arbeit auch eine Praxis des Nichtstuns sein kann, und zwar wenn sie nicht einfach gemacht, sondern spielerisch simuliert wird, und sich damit der Muße annähert. Anhand von Robert Walsers *Der Gehülfe* (1907) wird diese Simulation von Arbeit untersucht, die einem Lustprinzip folgt, dabei allerdings aus gesellschaftlichen Gründen als Arbeit kodiert werden muss.*

Im zweiten Roman Robert Walsers, *Der Gehülfe*,²⁸ verschwimmt die in der europäischen Geistesgeschichte so prävalente Trennung von Arbeit und Muße. Die Geschichte erzählt von einem Angestellten, Joseph Marti, der im Haus seines Vorgesetzten, des Ingenieurs Karl Tobler, sowohl arbeitet als auch lebt. Im Haus gibt es zwei Bereiche, die unterschiedlich konnotiert sind: Im Büro wird gearbeitet, im Rest des Hauses ist man frei, müßig zu sein (neben Tobler arbeitet niemand sonst in der Familie). Schon früh im Text kündigt sich allerdings an, dass diese Bereiche nicht ganz strikt voneinander getrennt sind:

Das Toblersche Haus war überdies noch zweiteilig, es bestand aus einem Wohnhaus sowohl wie aus einem Geschäftshaus, und Josephs Pflicht und Schuldigkeit war, beide Sorten Häuser ergründen zu lernen. Wo Familie und Geschäft so nah beieinander sind, daß sie sich, man möchte sagen, körperlich berühren, kann man das eine nicht gründlich kennen lernen und zugleich das andere übersehen. (G 27)

Die Nähe zweier so unterschiedlicher Räume – einer, in dem das Geschäftliche erledigt wird, der andere, in dem man mit dem Rest der Familie müßig sein darf – ist so groß, dass man von einem In-Eins-Fallen sprechen kann. Aus dieser Nähe geht das paradoxe Motiv des praktischen Nichtstuns in der Form ›müßiger Arbeit‹ hervor. Das zeige ich in drei Schritten. Im folgenden, ersten Unterkapitel (Unverhältnismäßigkeiten der Arbeit) erörtere ich, dass der Topos der Arbeit durch eine Reihe von *Unverhältnismäßigkeiten* umkodiert wird in eine Tätigkeit, die der Muße nähersteht als die Arbeit, die damit eigentlich denotiert werden soll. Im zweiten Unterkapitel (Simulationen) führe

28 Robert Walser: *Der Gehülfe. Sämtliche Werke in Einzelausgaben*. Bd. 10. Hg. v. Jochen Greven. Zürich: Suhrkamp (1985). Wird nachfolgend mit der Sigle G und der Seitenzahl im Text zitiert.

ich zwei verschiedene Simulationen aus. Zum einen die *ostentative, unechte Muße* (Ostentative, unechte Muße), die als Auszeichnung bürgerlicher und aristokratischer Lebensentwürfe die am höchsten wertgeschätzte Tätigkeitsform der Diegese darstellt. Die beiden Protagonisten Tobler und Marti setzen alles daran, so müßig wie möglich zu leben – der erste, um aus Eitelkeit seinen Wohlstand öffentlich zu beweisen, der zweite, um indirekt an diesem Wohlstand teilhaben zu können, den er selbst nie erreichen wird. Um dies zuwege zu bringen, wird Muße in ihrer Auslebung regelrecht *inszeniert*. Die Arbeit hingegen ist nicht etwa Grundlage dieser Muße, indem sie ihr die finanziellen Mittel bereitstellt, sondern wird stattdessen Teil der Inszenierung. Diese Art der semantischen Aushöhlung des Arbeitsbegriffs wird um ein weiteres Phänomen ergänzt, das ich in Anlehnung an Jean Baudrillard *Hyperarbeit* nenne: die Arbeit, die Marti als Angestellter notgedrungen ausführen muss, wird in Muße umgewandelt, indem er die Arbeit nicht »einfach« ausführt, sondern sie ebenfalls inszeniert wie ein Theaterspiel (Hyperarbeit). Die Semantik der Arbeit kommt also nicht tatsächlich, sondern nur als *Zeichen* zum Ausdruck, welches wiederum für die Legitimierung kostspieligen Müßiggangs funktionalisiert wird: Weil es so aussieht, als ob gearbeitet wird, wird angenommen, dass genug Geld da ist, um Feste zu feiern, gut zu essen usw. Im dritten und letzten Unterkapitel (Gemeinschaft und Illusion) zeige ich, dass sowohl die *ostentative Muße* als auch die *Hyperarbeit* mit einer Vorstellung von Gemeinschaft korrespondiert, die Arbeit grundsätzlich ausschließt, aber aufgrund ihrer gesellschaftlich hohen Stellung als Zeichen immer mittragen muss.

Es zeigt sich also insgesamt, dass Arbeit so eng mit der Muße verschränkt ist, dass ihr eigentlicher Referent in den Hintergrund tritt, und zeitweise vollkommen verschwindet. Im *Gehülfe* ist der Topos der Arbeit, so die These, nur mehr eine vom Nichtstun bzw. der Muße usurpierte Tätigkeitsform, die nur in ihrer Darstellung, als Zeichen, als Spiel, als Theater wichtig ist.

Unverhältnismäßigkeiten der Arbeit

Der Roman *Der Gehülfe* von Robert Walser zeichnet sich durch eine merkwürdige Ambivalenz aus: obwohl sein zentrales Thema die Arbeit ist,²⁹ scheint es

29 Rüschi schreibt, dem Roman sei die »klare thematische Begrenzung« des Angestelltenverhältnisses gegeben. Lukas Rüschi: *Ironie und Herrschaft. Untersuchungen zum Verhältnis von Herr und Knecht in Robert Walsers Roman »Der Gehülfe«*. Königstein/Ts.: Forum Academicum (1983), 15.

dennoch, als würde niemand darin wirklich arbeiten. Zwar ist die Geschichte voll von Arbeitsdarstellungen, doch diese weichen in vielerlei Hinsicht von einer konventionellen Vorstellung von Arbeit ab – es kommt dabei zu einer regelrechten ›Aushöhlung‹ des Arbeitsbegriffs. Diese ›Aushöhlung‹ wird im Folgenden anhand von verschiedenen *Unverhältnismäßigkeiten* beschrieben, bevor im nächsten Kapitel die Gründe für diese ›Aushöhlung‹ und die jeweils zur Anwendung kommenden performativen Strategien als *Praktiken des Nichtstuns* ausgewiesen werden.

Der Roman beschreibt ein Angestelltenverhältnis – sein Beginn ist durch den Eintritt des Protagonisten Marti in die Stelle des Gehülfen, das Ende durch seinen Stellenaustritt markiert. Anstellung findet er bei dem kürzlich selbstständig gewordenen Ingenieur Tobler, dessen Büro in seinen Familiensitz integriert ist, die »Villa Abendstern« im Dorf Bärenswil. Den Erwerb der Villa und die finanziellen Mittel zur Eröffnung seines Geschäftes verdankt Tobler einer Erbschaft. Als ›Gründer‹ ist Tobler ehrgeizig, auch zeichnet er sich, zumindest vordergründig, durch seine Arbeitsamkeit aus, der eine Reihe von Erfindungen Rechnung trägt: Neben seinen ›Hauptwerken‹ – der Reklame-Uhr und des Schützenautomaten (ein mit Münzen betriebener Munitionsspender) – zählen zu seinen Geräte-Konzeptionen eine Bohrmaschine (G 141), ein patentierter Krankenstuhl (G 141), und ein Dampfapparat (G 50). Für die optimale Unterstützung dieser Schaffensfreude wünscht er sich einen geeigneten Mitarbeiter. Einen, wie es Tobler beim ersten Gespräch Marti gegenüber ausdrückt, »Kopf als Angestellten«, eine »Intelligenz, eine selbstständig arbeitende Kraft« (G 10). Da ihm jener, zwar etwas umständlich, aber affirmativ, antwortet: »Was mich betrifft, ich glaube und hoffe des bestmöglichen, daß ich jederzeit dasjenige zu leisten imstande sein werde, was Sie glauben werden, von mir verlangen zu dürfen« (G 10) – so ist hier, auf den ersten Blick, ein fleißiges Arbeitsmilieu umrissen, in welchem ein fordernder Vorgesetzter und dienstwilliger Angestellter zur idealen Übereinkunft kommen. Doch Martis umständliche Versicherung gibt Anlass zur Verwunderung: Zu viel und zu komplex wird hier gesprochen, als dass es mit einem einfachen ›Ja‹, was hier verlangt wird, gleichgesetzt werden könnte. Es handelt sich dabei um das erste Anzeichen einer für diesen Roman charakteristischen *semantischen Unverhältnismäßigkeit*, die den Topos der Arbeit im Fundament definiert. Der sprachliche Überfluss in der eben zitierten Rede Martis, deren Aussage ungleich kleiner ist als ihr Sprachvolumen, ist nur ein Beispiel für die Reihe von Unverhältnismäßigkeiten, die im Weiteren auch materielle und finanzielle Aspekte der Diegese markiert.

Toblers Wortwahl – seine Idee vom »Kopf als Angestellten« – enthält einen ersten Hinweis auf die unverhältnismäßige Beschaffenheit seines Unternehmens. Diese ausbuchstabierte Metonymie dreht die übliche Hierarchie vieler Staatsmetaphern (wie Hobbes' *Leviathan*) um, in denen der Kopf das lenkende Oberhaupt, nicht aber das ausführende Organ ist. Diese Umkehrung ist nicht nur komisch, sondern auch aufschlussreich. Tobler, der sich rasch als ahnungsloser Geschäftsmann herausstellt und »nur einen sehr vagen Begriff von seinem Unternehmen hat«,³⁰ sucht nicht nur nach einer Arbeitskraft, sondern nach jemandem, der die Aufgabe des Chefs (also Toblers eigene Aufgabe) übernimmt. Die harmonische Balance, die zunächst zwischen Tobler und Marti herrscht, wird schnell von diesen Unverhältnismäßigkeiten verdrängt. Aus interpretativer Sicht hat dies zwei Konsequenzen: Zum einen wird dadurch die Seriosität der Arbeit in Frage gestellt – darauf gehe ich im Folgenden ein. Zum anderen – ich komme später darauf zurück – deuten diese Unverhältnismäßigkeiten darauf hin, dass die Arbeit im Roman nicht nur unseriös ist, sondern überhaupt nur gespielt, nachgestellt und geschauspielert wird. Denn die Arbeit, die die zwei Protagonisten verrichten, zeigt ein größeres Interesse am (Schau-)Spiel als an den Grundvoraussetzungen eines erfolgreichen Geschäfts wie Leistung und Fleiß. Am Romantext zeigt sich eindeutig, dass innerhalb der Diegese nicht gearbeitet, sondern dass Arbeit *inszeniert* wird.

Zunächst allerdings zur ›Unseriosität‹ der Arbeit im Roman. Diese zeigt sich schon zu Beginn der Geschichte. In der nachfolgenden Passage wird die Arbeit als dem Hause und Geschäft Tobler unwesentlich etabliert, da während einer Besichtigung des Büros die ungenügende Beschaffenheit des zukünftigen Arbeitsplatzes Martis herausgestellt wird:

Nach dieser Rücksprache wies der Vorgesetzte dem Untergebenen den Platz an, woran er schreiben »könne«. Es war dies ein etwas zu enges, schmales und zu niedrig gebautes Sitzpult mit einer Schieblade, worin sich die Markenkasse und einige kleinere Bücher befanden. Der Tisch, denn nur ein solcher war's und gar kein wahrhaftiges Pult, stand dicht an einem Fenster und an der Gartenerde. (G 10)

Das hervorgehobene »könne« wird durch die Anführungszeichen modalisiert. Könnte man einen Satz wie ›Hier können Sie arbeiten.‹ ohne weiteres

30 Nagi Naguib: *Studien zu den Romanen Robert Walsers*. München: Fink (1969), 50.

als Einweisung verstehen, markiert die Hervorhebung zusätzlich die Abwesenheit eines Imperativs (»Hier *müssen* Sie arbeiten.«) oder zumindest die feste Annahme eines zukünftigen Tätigseins (»Hier *werden* Sie arbeiten.«). Vielmehr ist impliziert, dass hier lediglich die *Möglichkeit* gegeben ist, zu arbeiten – ein Zwang aber besteht nicht. Mit der Beschreibung des zu engen, zu schmalen und zu niedrigen Sitzpults ist sogleich eine weitere Destabilisierung des Arbeits-Topos angedeutet, da das Pult – oder vielmehr der »Tisch« – Marti nicht ausreichend Platz zum Arbeiten bietet. Dem Verweis auf diesen Mangel geht, im Kontrast dazu, eine üppige Mahlzeit vorweg, die ahnen lässt, dass im Hause Tobler andere Bereiche durchaus großzügig ausgestattet sind:

»Setzen Sie sich. Irgendwo, das ist ganz egal. Und essen Sie, bis Sie satt sind. Hier ist Brot. Schneiden Sie soviel davon ab wie Sie wollen. Genieren Sie sich nur nicht. Schenken Sie nur mehrere Tassen ein. Kaffee ist genug da. Und da ist Butter. Die Butter ist zum Zugreifen da, wie Sie sehen. Und da haben Sie auch Konfitüre, falls Sie ein Liebhaber davon sind. Wollen Sie Bratkartoffeln dazu essen?« (G 9)

Im Gegensatz zu dem in alle Richtungen begrenzten Arbeitsplatz sind am Esstisch der Familie scheinbar unzählige Sitzmöglichkeiten gegeben; der dadurch bezeichnete Raum ist so groß, dass die Platzzuweisung nicht genau bestimmt werden muss (»[i]rgendwo«). Zusätzlich zu diesem (konventionell zwar üblichen, aber dennoch stark markierten) Größenunterschied steht den knappen Maßen des Arbeitspultes und den darin befindlichen »kleineren« Büchern die regelrecht maßlose Zurverfügungstellung guter Lebensmittel gegenüber. So deutet sich durch diesen quantitativen Unterschied bereits auf den ersten Seiten des Romans ein Ungleichgewicht zwischen der – die Erzählung vermeintlich bestimmenden – Arbeit auf der einen, und dem (in diesem Fall lukullischen) Genuss auf der anderen Seite an. Die Darstellung des Arbeits-Topos ist hier durch *quantitative Unverhältnismäßigkeiten* geprägt, die sich gegenseitig überlagern, und so den Status der Arbeit und ihrer Gestalt verunsichern.

So wird die Arbeit im vorangegangenen Beispiel durch die verschiedenen Tisch-Dimensionen und die Größenunterschiede zwischen Arbeitsmaterialien und Viktualien abgewertet, während im Umfeld der Villa bemerkenswert viel gearbeitet wird – nur nicht von Marti und Tobler. Stattdessen werden unzählige Aufträge an die Handwerker und Kauflaute der Umgebung verteilt: für maßgeschneiderte Kleider, die Lieferung von Zigarrenstumpfen, die Errich-

tung einer Feengrotte (d.h. eines extravaganten Gartenunterschlupfes), oder die festliche Ausrichtung des Schweizer Nationalfeiertags am 1. August. Wie die Festvorbereitung für Letzteres zeigt, liegt das Interesse Toblers vielmehr darin, *arbeiten zu lassen*, als selbst zu arbeiten:

Leute stellten sich plötzlich ein, um an der Dekorierung des Hauses zu helfen, Leute, die einfach mit einmal da waren, und so begann man, überall an Gesimsen und Nischen, an Borden und Fenstern und Gittern Fähnchen zu befestigen und Lampen anzubringen. [...] Wie glücklich sah Tobler aus. Das war etwas für ihn. Für Feste und deren schöne Inszenierung schien er wie kaum ein zweiter geschaffen zu sein. Beständig trat er vors Haus hinaus, um da oder dort noch etwas anzuordnen oder selber einen Draht mit der Zange zu krümmen, eine schief hängende, elektrische Lampe gerade zu drehen oder um bloß dem Ding zuzuschauen. Seine Reklame-Uhr schien er vergessen oder wenigstens verschoben zu haben. (G 60)

Dieser Passus zeigt, ebenso wie das vorangegangene Beispiel, die Prioritätenverteilung Toblers, der das Vergnügen der Anleitung dem Aufwand der Eigen-Arbeit (an der »Reklame-Uhr«) vorzieht. Tobler erscheint hier als Dirigent einer etwas unordentlichen Arbeits-Komposition, in der er nur punktuell optimierende Handgriffe vornimmt, womit parodistisch auf die Adam Smith'sche Metapher der »invisible hand« angespielt wird. Anstatt, wie von Smith spekuliert, durch (1) die Unterstützung heimischer Gewerbe (»support of domestic industry«) (2) seine eigenen wirtschaftlichen Interessen zu verfolgen (»direct that industry that its produce may be of the greatest value«) und damit (3) ungewollt der Gesellschaft im Ganzen, wie von einer unsichtbaren Hand geleitet, zu Wohlstand zu verhelfen (»promote the public interest«), weichen Toblers Ziele in jedem Fall geringfügig davon ab:³¹ (1) Seine Aufträge

31 Die korrespondierende Stelle in *Wealth of Nations* (1776) lautet wie folgt: »As every individual, therefore, endeavours as much as he can, both to employ his capital in the support of domestic industry, and so to direct that industry that its produce may be of the greatest value; every individual necessarily labours to render the annual revenue of the society as great as he can. He generally, indeed, neither intends to promote the public interest, nor knows how much he is promoting it. By preferring the support of domestic to that of foreign industry, he intends only his own security; and by directing that industry in such a manner as its produce may be of the greatest value, he intends only his own gain; and he is in this, as in many other cases, led by an invisible hand to promote an end which was no part of his intention.« Smith: *Wealth of Nations*, 293.

unterstützen zwar theoretisch die lokale Wirtschaft, doch sein schnell voranschreitender Konkurs lässt diese unbezahlt und schwächt somit Handel und Handwerk im Dorf eher, als sie voranzutreiben; (2) die Vernachlässigung seines Geschäfts kombiniert mit der exorbitanten Verausgabung für ein Feiertagsfest läuft seinen wirtschaftlichen Interessen dezidiert zuwider; und (3) entgegen der Smith'schen These trennt Tobler den Arbeitsdiskurs von der Idee des nationalen Wohlstandes, indem er behauptet, man sei es nicht wert, ein schönes Vaterland zu haben, wenn man »nur noch die ganze Zeitlang auf seinem Beruf und Geldschrank hocke« (G 61). Im zuletzt genannten Umstand ist die ungewöhnliche Assoziation des Festefeierns mit einer Art staatsbürgerlichen Ethik zu beobachten, an der sich der hohe Stellenwert des Müßiggangs in Toblers Weltbild ablesen lässt. So wird auch über Marti gesagt, er sei in der Festnacht »ein Angestellter im Namen des großen, heiligen Vaterlandes« (G 66).³²

Tobler, so stellt sich bald heraus, ist ein miserabler Geschäftsmann. Das zeigt sich im ungleichen Verhältnis seiner Festaufwendungen zu seinen Arbeitsbemühungen. So zum Beispiel beim Aufsetzen einer Zeitungsannonce für potentielle Investoren: er wendet sich dort ganz allgemein an »Kapitalisten!«, und preist mit einem Minimum an Informationen ein »[g]ewinnbringendes, absolut risikofreies Unternehmen« (G 47) an – und demonstriert damit seine Ignoranz gegenüber der Notwendigkeit detaillierten Wissens, der unabdingbaren Voraussetzung für ökonomisches Handeln. An der Ernsthaftigkeit seines Wunsches, dies möge funktionieren, mag nicht zu zweifeln sein, dennoch schimmert auch hier die Unverhältnismäßigkeit seiner Aufwendungen für Spiel und Arbeit durch – immerhin zeigt sich an der zwei

32 Hier ist die Frage des Verhältnisses zwischen Nationalidentität und Tätigkeit interessant. Während das Volksfest als müßige Tätigkeit in der Schweiz um die Jahrhundertwende in einigen Fällen bezüglich der nationalen Identität als bedeutsam wahrgenommen wurde, so zeigt zum Beispiel Matthias Agethen die Bedeutung der Arbeit für die Idee der nationalen Gemeinschaft auf. Matthias Agethen: *Vergemeinschaftung, Modernisierung, Verausgabung. Nationalökonomie und Erzählliteratur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Göttingen: V&R unipress (2018), 32. Vgl. zum Thema des Volksfestes bei Walsler auch Karl Wagner: *Herr und Knecht. Robert Walsers Roman »Der Gehülfe«*. Wien: Wilhelm Braumüller (1980), 112. Es ist ebenfalls möglich – bedarf allerdings noch einer weiterführenden Untersuchung –, dass diese hier so stark akzentuierte Verbindung zwischen Patriotismus und dem Festefeiern ein parodistischer Fingerzeig auf die leere Prunkhaftigkeit der vergangenen Gründerzeit ist. Vgl. Richard Hamann u. Jost Hermand: *Epochen deutscher Kultur von 1870 bis zur Gegenwart. Bd. 2. Naturalismus*. München: Nymphenburger Verlagshandlung (1976), 9f.

Sätze langen Annonce, im Vergleich zur Organisation des August-Festes, ein verschwindend geringer Einsatz für das Geschäft.

Eine weitere Unverhältnismäßigkeit des Romans besteht darin, dass Tobler zwar gern andere für sich arbeiten lässt, dass jedoch die Figur Marti eine ambivalente Beziehung zur Arbeit hat. So wie das Sitzpult im Büro eigentlich zu klein zum Arbeiten ist, so fehlt Marti auch das rechte Talent zum Arbeiten. Wiederholt artikuliert sich im Roman seine Schwierigkeit, ein »rechter Mensch« zu werden«, was in Martis Fall eine gewisse Unfähigkeit bezeichnet, ein *arbeitender* Mensch zu *bleiben*. In der Vergangenheit haben ihm seine fehlenden betriebswirtschaftlichen Kenntnisse die Anstellung in einer Fabrik gekostet (vgl. G 24-26), und seine problematische Beziehung zur Disziplin während des Militärdienstes führte zu mehrtägigem Karzer-Arrest (G 204),³³ auch war er vor der Anstellung bei Toblers lange »stellenlos« gewesen (G 15). Die Unterminierung seiner Pflichten deutet nicht nur auf Unfähigkeit hin – in diesen Instanzen zeigt sich auch die Skepsis gegenüber einer Überhöhung der Arbeit, die er mit Tobler zu teilen scheint.³⁴ Bezüglich seiner Anstellung bei Tobler ergeben sich drei weitere Elemente der Infragestellung des Werts seiner Leistungen.

Erstens wird mehrfach auf Martis ambivalentes Verhältnis zur Arbeit hingewiesen, was auch den starken Zweifel über seine eigene Leistungsfähigkeit miteinschließt. Nach dem eingangs beschriebenen Treffen mit Tobler (er brauche eine »Intelligenz« usw.) beispielsweise, nachdem er in die »geschäftlichen Unternehmungen kurz eingeweiht und mit den Pflichten, die er zu erfüllen hatte, im allgemeinen vertraut gemacht« wurde, überkommt ihn das Gefühl, inadäquat zu sein: »Es ging ihm dabei eigentümlich, er verstand nur die Hälfte. Was denn nur mit ihm sei, dachte er und machte sich Vorwürfe: »Bin ich ein Betrüger, ein Schwätzer? Will ich Herrn Tobler hintergehen?

33 Überhaupt wird der Militärdienst als ein unglückliches Tätigkeitsfeld dargestellt: »Die Diensterfüllungen kamen nicht einem jeden so glatt gelegen, wie vielen andern, die aus den Diensterfüllungen sogar ein Lebens- und Wertgeschäftchen zu machen wußten, indem sie sich auf Staatskosten unterhalten und beköstigen ließen. Manchem riß der Dienst ein unangenehmes Loch in die Laufbahn, [...] nicht einen jeden nahmen dann Kontor und Fabrik oder Werkstätte sogleich wieder auf, sondern er mußte oft lange warten, bis er wieder zu dem Kreis arbeitender, lernender, erwerbender und zielbewußter Menschen gehörte.« (G 210)

34 Damit ist auch Martis Distanzierung vom Sozialismus zu erklären (vgl. Abschnitt »Gemeinschaft und Illusion« später in diesem Kapitel).

Er verlangt einen ›Kopf‹ und ich, ich bin heute absolut kopflos.« (G 12) Martis Umgang mit diesen wiederkehrenden Zweifeln an seiner Eignung gleicht einer Selbstgeißelung – sogar der Verzehr des »ausgezeichnet[en]« Mittagessens, das seiner Einarbeitung folgt, wird sogleich durch seinen Minderwertigkeitskomplex bestraft: »Werde ich diesen unverschämten Appetit durch entsprechende Leistungen rechtfertigen?« (G 12) So ist die Diegese von einer dualen Unwirtschaftlichkeit geprägt: Auf der einen Seite durch die Verschwendung Toblers, die er zwar für rentabel hält, die es aber tatsächlich nicht ist. Auf der anderen Seite durch Martis Unsicherheit, ob sich das Anstellungsverhältnis auch für seinen Arbeitgeber ›lohnt‹, ob es *ökonomisch* ist, obwohl er die grundlegenden Voraussetzungen für diesen Beruf nicht mitzubringen scheint.

Die zweite Infragestellung seines Arbeitswerts ergibt sich wie folgt: Marti zweifelt zwar zu Recht an der Wirtschaftlichkeit des Geschäfts, ist selbst aber nicht der eigentliche Grund für dessen Mängel. Zwar unterlaufen Marti immer wieder kleinere Fehler, dennoch erfüllt er seine Pflichten – zugeben recht banale, wie Postgänge, Einkäufe, kleinere Schreibearbeiten – im Großen und Ganzen gewissenhaft. Misslingt ihm etwas, so sind auch andere daran schuld; ist Tobler unzufrieden, so liegt es nicht minder an dessen cholerischem Gemüt. Dennoch ist Marti explizit *nicht* an der Produktion von Gewinn beteiligt. Im Gegenteil gleicht fast jede Aufgabe einem Eintrag in die Soll-Spalte des Tobler'schen Geschäftsbuches: Jedes Mal, wenn er beim Tabakwarenhändler 500 Zigarrenstumpen oder beim Buchbinder Gebrauchsgegenstände besorgt, »indem er's ›ins Buch aufschreiben ließ« (G 153) wächst der Schuldenberg Toblers, den Marti auch mit den Anschreiben, in denen er um Fristverlängerungen für die Rückzahlungen bittet, nicht abbauen kann. Dabei zeigt sich auch der Charakter der Schrift und des Schreibens im Roman: Sowohl die von Marti produzierten Schriftstücke als auch die Schrift des Romans selbst bilden allesamt Verschuldung ab, obwohl die diegetische Intention Wohlstandsakkumulation ist – so wird angeschrieben statt gutgeschrieben.

Drittens: Natürlich ist Martis eigene Existenzabsicherung eng mit der Toblers verbunden. Sein Vorgesetzter versorgt ihn zwar – auf Kosten seiner Schuldiger – mit Kost und Logis, zahlt ihm allerdings kein Gehalt (vgl. G 146). Anstatt dessen bezieht er zuweilen nebst einer »gute[n], deutsche[n] Zigarre« lediglich »fünf Mark Taschengeld« (G 32), bleibt aber bis zum Ende seiner Anstellung ohne Entlohnung. Seine Leistungen sind demnach von einem kon-

kreten, allgemein anerkannten Wert abgekoppelt, was ihre Bedeutung selbstverständlich enorm unterminiert.

Daraus ergibt sich eine dreifache Unterminierung des titelgebenden Arbeitsverhältnisses: (1) Der Angestellte denkt, er kann seine Aufgaben nicht bewältigen, er besitze nicht genug »Kopf«; (2) das schwache Geschäftsmodell seines Arbeitgebers zeigt, dass er gar nicht erfolgreich arbeiten kann, weil jener selbst über zu wenig »Kopf« verfügt; (3) auch beflissene Tätigkeit zahlt sich nicht aus, weil die Entlohnung jeder wirtschaftlichen Basis entbehrt. Weder Tobler noch Marti arbeiten tatsächlich, im Sinne einer Tätigkeit, die materielle Lebensgrundlagen absichert. Die Romangeschichte kreist vielmehr um einen Aktionismus, der die Arbeit als vordergründig wichtigste Tätigkeit der erzählten Welt immer wieder neu entwertet, und damit als *Praxis des Nichtstuns* erscheint.

Diese Verschränkung von Arbeit und Nichtstun produziert im Roman zwei weitere Unverhältnismäßigkeiten. Zum einen werden konventionelle und logische Verhältnisse von Arbeit und Muße umgekehrt, sodass es zu einer *strukturellen Unverhältnismäßigkeit* kommt. Dieses, vor allem Tobler betreffende, Phänomen zeigt sich an der ›ostentativen‹ Darstellung von ›Muße‹, die den gesellschaftlichen Status des arbeits-aversiven Ingenieurs sichern soll, aber nicht kann. In dieser Unverhältnismäßigkeit offenbart sich das fehlende ökonomische Fundament der Muße-Ostentation. Zum anderen kommt es, komplementär zur Muße-Inszenierung, zu einer hyperbolischen Zurschaustellung von Arbeitsabläufen, die jedoch kein Produkt herstellen oder Gewinn produzieren. Dabei handelt es sich um eine *semiotische Unverhältnismäßigkeit* insofern hier das Zeichen ›Arbeit‹ von seinem kulturell bestimmten Referenten abgetrennt wird – ein Phänomen, das ich in Anlehnung an die Theorie Baudrillards ›Hyperarbeit‹ nenne.

Simulationen

Die im vorherigen Abschnitt aufgezeigten Unverhältnismäßigkeiten werfen eine Reihe von Fragen auf. Wenn Arbeit im Roman kein ernstzunehmender Wert ist, warum steht sie dann überhaupt im Vordergrund der Geschichte? Die Antwort liegt in der Bedeutung von Arbeit für die soziale Identität der Protagonisten. Als Variation von ›Herr‹ und ›Knecht‹ repräsentieren sie, wie Michel Serres treffend sagt, die gesellschaftlichen Klassen, zu denen sie gehö-

ren.³⁵ In Walsers Roman treffen zwei Männer aufeinander, die einer höheren Klasse angehören wollen als die, in der sie sich befinden. Tobler gehört dem Bürgertum an, während er eigentlich zum Adelsstand gehören möchte. Marti ist Angestellter, und befindet sich damit in einer mittleren Position zwischen Arbeiterklasse und Bürgertum, will aber von ersterer nichts wissen und sich stattdessen in ein bürgerliches Leben einfügen. Beide Protagonisten leiden unter dem gleichen Problem: ihre *tatsächliche* gesellschaftliche Stellung erfordert von ihnen, dass sie arbeiten, während in ihrer *erwünschten* Stellung die Arbeit auf andere Personen ausgelagert oder – zumindest teilweise – von materiellem Luxus und freier Zeit ersetzt werden könnte. Die folgenden zwei Unterkapitel zeigen, dass beide Protagonisten dieselbe Lösung für ihr Problem wählen: sie versuchen, die Anforderungen der Realität und die Verheißungen ihrer Wünsche miteinander zu integrieren, d.h. gleichzeitig zu bewältigen bzw. zu genießen. Dabei ist die Arbeit meist das Medium, während eigentlich Muße im Vordergrund steht: Sie *simulieren* Arbeit, um ihre Muße zu rechtfertigen; gelegentlich machen sie sogar ihre Arbeit zu einem müßigen Spiel. Die Romangeschichte offenbart jedoch die Kurzlebigkeit dieser *Praktiken des Nichtstuns*, indem sie das Fehlen ihres ökonomischen Fundaments durch den Niedergang von Toblers Geschäft in den Vordergrund rückt.

Ostentative, unechte Muße

Eine signifikante Eigenschaft Toblers ist sein verdrehtes Verständnis des Verhältnisses, in dem Muße und Arbeit zueinander stehen. Bevor er sich durch eine Erbschaft selbstständig machen und eine bürgerliche Identität annehmen konnte, war er, ebenso wie Marti, einfacher Angestellter. Innerhalb dieser Beschäftigungsklasse ist das Verhältnis zwischen Arbeit und Muße klar definiert: sie halten sich die Waage. Oder, in den Worten Hannah Arendts: »Der Segen der Arbeit ist, daß Mühsal und Lohn einander [...] [im] regelmä-

35 Michel Serres zufolge ist das Verhältnis zwischen Herr und Knecht immer ein repräsentatives, in dem auch das Machtverhältnis zwischen den Klassen gespiegelt wird. Es sei »grundfalsch, das Verhältnis zwischen Herr und Knecht als ein Verhältnis zwischen zwei einzelnen darzustellen[...]; ihr Verhältnis ist zumindest das zwischen dem einen und den vielen, wenn nicht gar das zwischen dem einen und der Quasi-Totalität«. Michel Serres: *Der Parasit*. Übers. v. Michael Bischoff. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (1987), 90f. Walsers *Cehülfe* weicht von diesem Machtverhältnis nur insofern ab, als Marti und Tobler ähnliche Aufstiegssehnsüchte haben, was sie einander annähert und so die übliche Distanz zwischen Herr und Knecht wesentlich mindert.

ßigen Rhythmus folgen«. ³⁶ Tobler, nun ins Bürgertum aufgestiegen, verwirft dieses Verhältnis in Folge und widmet sich verstärkt nicht der mühseligen Arbeit, sondern fast ausschließlich dem genussvollen Müßiggang. Er unterliegt damit einem konzeptionellen Missverständnis, denn das Bürgertum, obwohl es in der Klassengesellschaft eine Stufe über den Angestellten steht, zeichnet sich nicht weniger durch die Ausführung von Arbeit aus. »The creation of a culture of work has been, arguably, the greatest symbolic achievement of the bourgeoisie as a class«, wie Franco Moretti postuliert. ³⁷ Tobler, vielleicht aus dem Minderwertigkeitskomplex des ›nur‹ Neureichen heraus, ignoriert dies, scheut sich vor der Arbeit und schwelgt im Luxus – als wäre er nicht nur eine, sondern gleich zwei Gesellschaftsstufen aufgestiegen und lebe nun als Aristokrat.

Für die Aristokratie gilt nämlich ein anderes Verhältnis zwischen Muße und Arbeit: Die Muße ist von der Arbeit losgelöst – zumindest von der eigenen Arbeit; der Wohlstand ermöglicht das Ausleben von Muße ohne vorherige Erarbeitung der dafür notwendigen finanziellen Mittel. Dieser Zusammenhang wird 1899 – nur wenige Jahre vor der Veröffentlichung des *Gehülften* – von Thorstein Veblen beschrieben. Die »superior pecuniary class«, ³⁸ erklärt dieser, zeichnet sich durch die Ablehnung von Arbeit zugunsten von Muße aus: »Abstention from labour is the conventional evidence of wealth and is therefore the conventional mark of social standing ; and this insistence on the meritoriousness of wealth leads to a more strenuous insistence on leisure.« ³⁹ Tobler hat also offensichtlich ein Abgrenzungsproblem, da er das Leben eines Adligen mit den Mitteln eines nicht-arbeitenden Bürgers zu bestreiten versucht. Der Roman spiegelt mit dieser fälschlichen Identifikation ein historisches Phänomen, das Wolfgang Lepenies bereits ins 18. Jahrhundert datiert: eine Spannung zwischen den Lebensnotwendigkeiten und Wünschen eines neu entstandenen Bürgertums. Es »stoßen gerade im achtzehnten Jahrhundert, das – in Deutschland – den ökonomischen und politischen Aufstieg des Bürgertums einleitet, der Wunsch und die Sehnsucht, den Adel nachzuahmen, mit der Notwendigkeit zusammen, zu arbeiten, um erst einmal die Grundlagen für hinreichende gesellschaftliche »Entlastung« zu schaffen.« ⁴⁰

36 Arendt: *Vita activa*, 126.

37 Franco Moretti: *The Bourgeois. Between History and Literature*. London: Verso (2014), 43.

38 Thorstein Veblen: *The Theory of the Leisure Class. An Economic Study of Institutions*. New York: Random House (1934), 36.

39 Veblen: *Leisure Class*, 41.

40 Lepenies: *Melancholie und Gesellschaft*, 70.

Tobler widmet sich nicht der Grundlagenschaffung für die müßige »Entlastung«, sondern der Nachahmung des Adels. Für diese Priorisierung, und die Bequemlichkeit eines finanziell abgesicherten Lebens im Allgemeinen, steht im Roman regelmäßig der Topos des *Spiels* ein. So berichtet der Erzähler von der Mode des Kartenspielens, die bei den »sogenannten besseren« Frauen angekommen sei, »nämlich bei solchen, die nicht gar so streng zu arbeiten brauchten, den Tag über, und das gerade sind ja die Besseren.« (G 48) Für Marti wird in der Anstellung bei Tobler das »recht[e]« Leben ganz von einem arbeitsamen in ein freizeithliches umgewertet – »Joseph müsse das Kartenspiel auch lernen, hieß es, es sei einer kein *rechter* Mann, wenn er dieses Spiel nicht verstehe.« (G 87, Herv. meine)

Doch das Spiel ist nicht der einzige Ausdruck, den die von Veblen postulierte *leisure* annimmt, denn der Adelsstand zeichnet sich nicht nur durch ein bequemliches Leben aus, sondern auch durch soziales Ansehen, das er außerhalb der Berufsarbeit erlangen und erhalten muss. Zu diesem Zweck übernimmt der finanziell abgesicherte Adlige unter anderem politische Aufgaben: »The normal and characteristic occupations of the [leisure] class [...] are *government*, war, sports and devout observances.«⁴¹ Tobler würde auch dies gern tun, doch es ist ihm nicht möglich. Als neu Hinzugezogener ist es ihm nicht erlaubt, sich im Dorf politisch zu engagieren, um seinen pseudo-aristokratischen Status zu performieren.⁴² Zudem wird die Gegend um Bärenswil vom handwerklichen Stand bewohnt, der den kapitalistischen Erfinder für suspekt hält. Das zeigt sich unter anderem daran, dass die Bewohner des Dorfes »an die gesunde Basis seiner technischen Unternehmungen nicht so recht glauben wollen« (G 71). So kann Tobler durch seine tatsächliche bürgerliche Stellung und die Beschäftigung, der er in ihrem Rahmen nachgeht, kein Ansehen erreichen. Die aristokratische Stellung, die er gerne einnehmen würde, kann er auch nicht durch politisches Handeln performieren, da ihn das Gesetz vorerst davon abhält. Er nutzt schließlich andere Möglichkeiten,

41 Veblen: *Leisure Class*, 40. Herv. meine.

42 Diese Beschränkung war in der Bundesverfassung von 1848 (Art. 41-42) festgelegt. Die Niederlassung in einem neuen Kanton (wie der Kauf der Villa Abendstern sie wahrscheinlich erforderte) zog einen Ausschluss von der Partizipation in Gemeindeangelegenheiten für bis zu zwei Jahren mit sich. Vgl. Regula Argast: *Staatsbürgerschaft und Nation. Ausschließung und Integration in der Schweiz 1848-1933*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (2007), 106. Lokale Politik erforderte eine langjährige lokale Verwurzelung, die Tobler als Zugezogener nicht aufweisen kann.

um seinem Geltungsdrang nachzukommen: das Zurschaustellen von Muße, und die Auslagerung von Arbeit an andere.

Es ist charakteristisch für die Art des Wohlstandes, die Tobler zu imitieren versucht, diesen nicht im Geheimen zu genießen, sondern ihn nach außen zu präsentieren. »In order to gain and to hold the esteem of men it is not sufficient merely to possess wealth or power[...]«, so Veblen, »[t]he *wealth or power must be put in evidence*, for esteem is awarded only on evidence.«⁴³ Er prägte hierfür den Terminus der *conspicuous leisure*, einer auffällig-ostentativen Muße, die *unübersehbar* ist.⁴⁴ Diese Sichtbarkeit wird auf zwei Arten produziert: Zum einen durch die Zurschaustellung des eigenen Müßiggangs. So veranstaltet Tobler, wie im ersten Abschnitt bereits beschrieben, zum Beispiel gleich zu Beginn des Romans ein großes Fest, um den Schweizer Nationalfeiertag am 1. August zu feiern. Ein zentrales Anliegen Toblers bei diesem Fest (sowie all den anderen, die er im Verlauf der Geschichte organisiert) ist es, gesehen zu werden. Der Höhepunkt dieses Festes ist ein großes Feuerwerk, bei dem es Tobler wichtig ist, früher und mehr »Raketen«, »Feuerteufel« und »Glutschlangen« in den Himmel zu schicken als »[d]ie im Dorf« (G 66), die er als »Schlappschwänze« bezeichnet (G 67). Ähnlich aufwendig lässt Tobler, schon längst in einer finanziell schwierigen Lage, für »tausendfünfhundert Mark, eine Summe, wie man sie in der Villa Tobler schon seit langer Zeit nicht mehr beisammen gesehen hatte« (G 172), eine sogenannte Feengrotte in seinem Garten errichten – eine Art aufwendig produzierte Laube (»ein höhlenartiges, mit Zement ausgeschlagenes und tapeziertes Ding«, G 172). Ihre Fertigstellung nimmt er zum Anlass, erneut ein Fest zu feiern, bei dem er seinen letzten Wein auftrinkt, und mit aller Mühe versucht, sich nicht anmerken zu lassen, dass ihm das Geld ausgeht (vgl. G 173-175).

Neben diesen Festen, den häufigen Wirtshausbesuchen und Freizeitaktivitäten seiner Familie, mit denen Tobler ostentativ seinen Reichtum und Erfolg zur Schau stellen will, verfolgt er noch eine weitere Strategie: Er zeigt ebenfalls ostentativ, dass er es sich leisten kann, andere Leute für sich arbeiten zu lassen. Auch das gehört Veblen zufolge zum angemessenen Verhalten eines »gentleman of leisure«: »he should find some means of putting in evidence the leisure that is not spent in the sight of the spectators«, zum Beispiel durch »the labour performed for the gentleman of leisure by handi-

43 Veblen: *Leisure Class*, 36. Herv. meine.

44 Vgl. Veblen: *Leisure Class*, 35-67.

craftsmen and servants in his employ«. ⁴⁵ Die ostentative Muße des Adels, die Tobler nachzuahmen versucht, ist also eng mit der Auslagerung von Arbeit an Dritte verbunden – an den Gärtner, die Köchin, die Handwerker, die die Feengrotte errichten und die Helfer, die beim Augustfest bei der »Dekorierung des Hauses« (G 60) mitwirken. So zeigt Tobler nicht nur Reichtum und unproduktiven Zeitvertreib, wie es dem Adelsstand angemessen ist, sondern funktionalisiert auch die Kontrolle fremder Arbeitskraft für die Darstellung seiner Überlegenheit. Die Ausrichtung des Feiertagsfests und der Bau der pompösen Feengrotte tragen seiner Verfügungsgewalt über Arbeitskräfte, d.h. seiner *Macht*, Rechnung. Er schart arbeitende Helfer um sich, um »sein maßloses Geltungsbedürfnis zu befriedigen, um nach außen einen Reichtum zur Schau zu stellen, über den er in Wirklichkeit gar nicht verfügt.« ⁴⁶ Die Einstellung des Gehülfen ist ebenfalls ein wichtiger Teil dieser indirekten Muße-Darstellung durch die Arbeit anderer. Deswegen wird er auch bei scheinbar jeder Gelegenheit »in seiner Eigenschaft als »mein Angestellter« den Leuten vorgestellt« (G 54). ⁴⁷ Seine Anwesenheit bestätigt den mehrfach erwähnten »wohlhabenden Eindruck« (G 104) der Villa Abendstern.

Doch Martis Anstellung soll nicht nur Toblers Wunsch nach einer aristokratischen Auslagerung von Arbeit befriedigen, und damit der indirekten Darstellung von Muße dienen. Dieser wünscht sich nämlich den Respekt der Gemeinschaft im Dorf Bärsenswil, die zwar nicht aus Aristokraten besteht, allerdings einen durch Arbeit erwirtschafteten Reichtum aufweist. »In diesen Gegenden«, so heißt es im Roman, ist »der stolze Gewerbfleiß wirklich zum alten Land- und Stadtadel zu zählen« (G 71). Durch die Anstellung Martis will Tobler nicht nur Reichtum beweisen, sondern auch, dass sein Geschäft in Sachen »Gewerbfleiß« (G 71) der Dorfgemeinschaft in nichts nachsteht. Marti erfüllt so eine Doppelfunktion: Er attestiert nicht nur einen pseudoaristokratischen Wohlstand, sondern auch den Fleiß seines Vorgesetzten als Vertreter des Bürgertums. Dieses Attest stellt sich jedoch, wie bereits angekündigt, als Fälschung heraus. Denn diesem »wohlhabenden Eindruck« (s.o., G 104), der durch Toblers exorbitante Aufwendungen hervorgebracht wird, fehlt »die gesunde ökonomische Basis, die bürgerlicher Repräsentation eigen

45 Veblen: *Leisure Class*, 43f. Herv. meine.

46 Rüsç: *Ironie und Herrschaft*, 34.

47 In Marti hat Tobler eben – in seiner Eigenschaft als mäßiger, aber stolz präsentierter Angestellter, wie Marti selbst sagt – einen zwar »nicht ganz tüchtigen, wohl aber brauchbaren und schmiegsamen Menschen« gefunden (G 201).

ist.«⁴⁸ Die Erfolge des Tobler'schen Unternehmens bleiben nämlich gänzlich aus und stehen damit in frappantem Gegensatz zu seiner behaupteten Geschäftigkeit. Den Respekt der anderen Bürger des Dorfes verdient er dadurch nicht. Auch wenn seine ostentative Muße für sie zeitweilig Zerstreuung bedeutet, so spricht sich doch schnell herum, dass er seine Rechnungen nicht begleichen kann. Da sie ihn noch dazu selbst nie arbeiten sehen, halten sie ihn für »prahlerisch« und »lächerlich« (G 174), für eine Fälschung eben. Toblers Muße-Inszenierungen – vom Fest bis zum Angestellten – sind Ausgaben, für die es an Einnahmen fehlt, sodass sich notgedrungen ein wirtschaftliches Ungleichgewicht ergibt: Es fließt stets mehr Kapital *aus* dem als *in* den Haushalt. Die Aufrechterhaltung dieses Ungleichgewichts anstelle seiner Behebung – auf der auch die dekadente Entwicklung des Romans gründet, der über die rasant anwachsenden Schulden der zahlungsunfähigen Familie das Scheitern des Ingenieursunternehmens erzählt – zeigt, wie wichtig die *conspicuous leisure* für Toblers Selbstbild ist. Für dieses ökonomisch desaströse Festhalten an einer Muße, die man sich nicht leisten kann, hat Veblen ebenfalls einen Begriff gefunden: er nennt sie »spurious« *leisure*, eine gefälschte, unechte Muße.⁴⁹ Während in Veblens Sicht dieser Fehler nur dem abgestiegenen Adel unterläuft, der sich nicht von seinen lange gepflegten Gewohnheiten und Werten trennen kann, zeigt der Roman anhand von Tobler, dass dies auch jemandem passieren kann, der nie zum Adel gehört hat, sondern sich nur an seine Stelle wünscht.

Durch die Figur Tobler wird im Roman eine Abweichung von dem Modell des *homo oeconomicus* generiert: Er ist kein idealtypischer »Unternehmer, der alle Märkte und Börsen im Kopf vereinigt und sämtliche Entschlüsse an diesem Wissen orientiert; der vollständig informierte, durch und durch »rationale« Mensch«,⁵⁰ sondern ein Unternehmer, der maßlos Geschäftserträge öffentlich zur Schau stellt, die er sich wünscht, tatsächlich aber gar nicht verbucht. Die Idee des *homo oeconomicus* ist zwar von Ralf Dahrendorf (wie von anderen) als unrealistisch verworfen worden,⁵¹ dennoch ist es eine Tat-

48 Wagner: *Herr und Knecht*, 90.

49 Veblen: *Leisure Class*, 42.

50 Ralf Dahrendorf: *Homo Sociologicus*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (2006), 19.

51 Dahrendorf spricht vom *homo oeconomicus* nicht als realistischem Menschenbild, sondern als einem »höchst problematische[n]«, dem »wir in der Wirklichkeit unserer Alltagserfahrung kaum je begegnen dürften.« Dahrendorf: *Homo Sociologicus*, 19. Auch Bauer verweist auf die Fiktionalität und Simplifizierung, die dem Modell des vollkom-

sache, dass das ihm zugeschriebene wirtschaftliche Verhalten in vielerlei Hinsicht dem der bürgerlichen Gesellschaft des frühen 20. Jahrhunderts eignet. So verhält sich der Bürger Tobler durch die Priorisierung und Ostentation der Muße nicht-klassenkonform – er ist vielmehr ein ökonomischer Parasit, wie ihn Michel Serres beschreibt.⁵² Anstatt selbst zu produzieren, lebt er von dem, was von anderen produziert wird. Das schließt eine gewisse Form des Reichtums zwar nicht aus – bei »den Parasiten ist der Tisch stets gedeckt«, schreibt Serres –,⁵³ jedoch ist dieser durch das ewige Abhängigkeitsverhältnis nicht nur prekär, sondern eben auch endlich. Diese Endlichkeit wird zudem durch Toblers Verausgabung verstärkt, die Georges Bataille zufolge den reichen Klassen vorbehalten ist. Die bürgerliche Gesellschaft, der Tobler ja tatsächlich angehört, tendiert eigentlich dazu, ihren Reichtum für sich zu behalten und bewahren – sie zwingt sich »in bezug auf die Verausgabung zur Sterilität«, »ihrer buchführenden Vernunft gemäß«.⁵⁴ Nur die reichen Klassen seien zur Verausgabung, d.h. zum Luxus, geneigt, ja, geradezu verpflichtet: »der ostentative Verlust [ist] überall mit dem Reichtum verbunden als seine eigentliche Funktion.« Der soziale Rang, der mit dem Reichtum einhergeht, so Bataille, sei immer geknüpft an die Bedingung, »daß das Vermögen teilweise für unproduktive soziale Ausgaben geopfert wird wie Feste, Schauspiele und Spiele.«⁵⁵ Am Topos der Muße im Roman zeigt sich also eine Inkongruenz zwischen dem, was Tobler ist, und dem, was er sein möchte. Diese klassenspezifische Inkongruenz zwingt ihn geradezu zu dem, was bis hierhin als *Praxis des Nichtstuns* beleuchtet wurde: der Wunsch, sozial anerkannt zu werden, bringt ihn dazu, etwas darzustellen, was er nicht sein kann. Er simuliert eine Muße, an deren Stelle eigentlich Arbeit stehen muss, weil seine gesellschaftliche Stellung ihm das Nichtstun nicht erlaubt.

Hyperarbeit

Der Gehilfe Toblers, Joseph Marti, unterliegt im Prinzip demselben parasitären Problem wie sein Vorgesetzter. Veblen hat in seiner Studie die »servants«

men rational wirtschaftenden Menschen zugrunde liegen. Manuel Bauer: *Ökonomische Menschen. Literarische Wirtschaftsanthropologie des 19. Jahrhunderts*. Göttingen: V&R-Druck (2016), 26-28.

52 Serres: *Der Parasit*, 14.

53 Serres: *Der Parasit*, 13.

54 Georges Bataille: *Die Aufhebung der Ökonomie*. Übers. v. Gerd Bergfleth. München: Rogner und Bernhard (1975), 24.

55 Bataille: *Die Aufhebung der Ökonomie*, 21.

der »gentleman of leisure« nicht viel beachtet,⁵⁶ doch auch sie sind nicht dagegen immun, Muße nicht nur als angenehm, sondern auch als Merkmal einer hohen sozialen Stellung zu verstehen. Die Literaturgeschichte zeigt eine Neigung des Dieners, die Verhaltensweisen ihrer Herren zu übernehmen – das gilt auch und vor allem für deren Nichtstun.⁵⁷ Roland Barthes vermerkte in seiner Vorlesung »Comment vivre ensemble« aus den 1970er-Jahren zum Verhältnis zwischen Herren und Bediensteten, es handele sich dabei um eine »Struktur der Nachbildung, Nachahmung, Anamorphose, Verdoppelung: die Herren kehren in den Domestiken wieder, jedoch in unvollständiger Gestalt, als Karikatur.«⁵⁸ Und tatsächlich schätzt Marti die Muße nicht weniger wert als Tobler; man könnte sogar sagen, er wird von Tobler diesbezüglich in die Schule genommen – die Einschätzung der Toblers, Marti würde nur durch das Kartenspiel ein »rechter Mann« (G 87) werden, bezeugt dies.

Dass Marti Lust und Freude an dieser parasitären⁵⁹ Muße empfindet, liegt nicht nur daran, dass er durch seine Stellung als Gehilfe Glück vornehmlich durch Muße finden kann, wie Nietzsche in seinen Überlegungen zur Herren- und Sklavenmoral vermutet. Zum Thema Agens innerhalb dieser Hierarchie führt Nietzsche aus, dass die *aktive* Tat nur den Herren zuzuordnen ist, während dem Unterlegenden (dem »Sklaven«) eine *passive* Verhaltensweise eignet, er sei höchstens im reaktiven Sinne »tätlich«. Das Tätigsein würde bei den Herren »mit Notwendigkeit ins Glück hineingerechnet«, im Gegensatz dazu trete das Glück »auf der Stufe der Ohnmächtigen [...] wesentlich als Narkose, Betäubung, Ruhe, Frieden, »Sabbat«, Gemüts-Ausspannung und Gliederstrecken, kurz p a s s i v i s c h auf.«⁶⁰ Glaubt man dieser These in Bezug auf Marti, so ließe sich seine generelle Affinität zur Muße (die »umfangreiche Portion Ruhe«, mit der er geboren wurde, G 55) aus seiner Stellung heraus erklären. Doch der Roman bildet eine kompliziertere Konstellation ab: Martis Muße-Genuss ist sicher durch seine gesellschaftlich niedrige Stellung als Angestellter determiniert, doch im selben Zug verehrt er die Arbeit, die das Bürgertum notwendigerweise definiert. Denn er erkennt, dass »work has

56 Veblen: *Leisure Class*, 43f.

57 Man denke an Sachar in Gontscharows *Oblomow*, oder Soliman, den Diener Arnheims in Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*.

58 Roland Barthes: *Wie zusammen leben*, 138.

59 Vgl. neben Serres' *Der Parasit* auch Bauer: *Ökonomische Menschen*, 274.

60 Friedrich Nietzsche: *Sämtliche Werke. Bd. VII. Zur Genealogie der Moral*. Stuttgart: Kröner (1964), 265.

become *the new principle of legitimation of social power*«,⁶¹ wie Franco Moretti über die Bourgeoisie sagt.

Er sieht, zumindest zu Beginn des Romans, dass Tobler als arbeitender, bürgerlicher Ingenieur im Dorf Respekt entgegengebracht wird. Er selbst bewundert ihn schließlich auch – für seine »stattliche Figur« (G 15), sein »stattliches Haus« (G 27) und seine »Bürgersfrau von echter Abstammung« (G 28). Diese soziale Anerkennung färbt auf ihn als seinen Mitarbeiter ab. Er *will* arbeiten und etwas leisten, um sich diese Annehmlichkeiten ehrlich zu verdienen. »Dulde du nur keine Trägheit in dir«, sagt er sich selbst, »[m]an spaziert nicht immer, man leistet auch einmal etwas« (G 141). Diese Verehrung der Arbeit, die ihm den Verbleib in einem bürgerlichen Haus garantiert, mischt sich im Roman allerdings mit einer Nachahmung der aristokratischen *spurious leisure*, die sein Chef Tobler ihm vorlebt. In dessen inszenierter Muße-Illusion ist die Unterstützung des Ingenieur-Büros durch den Gehilfen eigentlich nicht nötig, weil es dort aufgrund von Toblers eigener Untätigkeit gar keine Arbeit zu verrichten gibt. Die Hilfe, die der Gehilfe geben soll, ist nicht selten selbst müßig – zum Beispiel, als Tobler ihn auffordert, er »soll kommen und ihm helfen, den Rest Rotwein noch auszutrinken« (G 46).

So sieht sich Marti einerseits mit der Erwartung konfrontiert, irgendetwas zu arbeiten, um Toblers gewünschte Außenwirkung zu erzielen, während er gleichzeitig die Möglichkeit hat, seine Zeit ebenfalls müßig zu gestalten. Das verleitet ihn dazu, Arbeit und Muße auch selbstständig zusammenzulegen: Angenehme Tätigkeiten wie das gelegentliche Rasensprengen oder das Begleiten der Familie auf Gondelfahrten (G 49-54) legt er sich als Arbeit aus. Die wenige Arbeit hingegen, die im Büro zu erledigen ist, betrachtet er als Spiel. So findet er in jedem Fall einen Weg, stets sowohl zu arbeiten als auch müßig zu sein. Darin bewahrheitet sich die von Betiel Wasihun über *Jakob von Gunten* getroffene Feststellung auch in Bezug auf den *Gehilfen*: »ein vollkommener Diener muss die Kunst des Schauspiels beherrschen.«⁶² Er wird implizit nur deshalb beschäftigt, um denselben Schwindel wie Tobler zu treiben.

61 Moretti: *The Bourgeois*, 30.

62 Betiel Wasihun: Nichtstun und dennoch Haltung beobachten – Robert Walser und Samuel Beckett. In: *Muße – Faulheit – Nichtstun: Fehlende und fehlschlagende Handlungen in der russischen und europäischen Literatur seit der Aufklärung*. Hg. v. Sonja Koroliov u.a. Frankfurt a.M.: Peter Lang (2017), 223.

Analog zur Toblers ›unechter‹ Muße ist Martis Arbeit keine ›wirkliche‹ Arbeit. Auch sie wird nicht ›einfach so‹ vollzogen, sondern inszeniert, d.h. sie ist durch den Modus des *als ob* charakterisiert. Darin zeigt sich die *semiotische Unverhältnismäßigkeit* im Topos der Arbeit: Das ›Lebenserhaltende‹ in der Semantik des Arbeitsbegriffs kommt nicht tatsächlich zur Geltung (in Form von Lohn bzw. Gewinn), sondern wird nur als Zeichen verwendet, das den Anschein eines wohlhabenden, funktionierenden Haushalts aufrechterhalten und weitere luxuriöse Ausgaben legitimieren soll. Normalerweise stehen, wie oben bereits ausgeführt, in der Klasse der Angestellten wie auch im Bürgertum Arbeit und Muße in einem bestimmten Verhältnis zueinander: ersteres bedingt letztes, und diese Kausalität kann nicht aufgehoben werden. Ebenso wenig können diese beiden in einer Tätigkeit zusammenfallen; die gängigen Arbeitstheorien, so schreibt Arendt, würden »nahezu einstimmig die Arbeit im Gegensatz zum Spiel definieren«. ⁶³ Während diese beiden Tätigkeitsformen – Arbeit und Spiel bzw. Muße – normalerweise entweder Antipoden darstellen oder mindestens durch eine abwechselnde Abfolge ihre Gleichzeitigkeit ausgeschlossen ist, fallen *Arbeit* und *Spiel* in diesem Roman jedoch zusammen. Dieser Zusammenfall ist zum Beispiel durch die semantische Überlagerung von Schreib- und Küchentisch angezeigt, deren unverhältnismäßige Größe ich eingangs beschrieben habe. ⁶⁴ Nach der Eingewöhnungsphase Martis im Hause Toblers (nach ungefähr einem Drittel der Erzählung) wird sein Sonntag wie folgt beschrieben:

Später ging er ins Bureau hinunter. Es war ja nicht viel zu machen da unten, aber er setzte sich trotzdem, angezogen von einem beinahe lieblichen Gewohnheitsgefühl, an den *Schreibtisch, der wie ein Küchentisch* aussah, und korrespondierte. Ach, es war heute das reine Tändeln mit der sonst so ernsthaften Feder. Das Wort »telephonische Unterredung« erschien ihm ebenso sonntäglich geputzt wie das Wetter und die Welt draußen. Die Redewendung »und gestatte ich mir« war blau wie der See zu Füßen der Villa Tobler, und das »hochachtungsvoll« am Schluss des Schreibens schien nach Kaffee, Sonne und Kirschenmarmelade zu duften. (C 90, Herv. meine)

In dieser Passage wird die gegenseitige Abhängigkeit von Arbeit und Muße deutlich. Für jemanden in Martis Stellung kann es ideell keinen Genuss ohne Arbeit geben. Doch die alltägliche Arbeit in Toblers Büro ist ja bereits durch

63 Arendt: *Vita activa*, 151.

64 Vgl. den Abschnitt »Unverhältnismäßigkeiten der Arbeit« in diesem Kapitel.

einen häufigen Genuss definiert, zum Beispiel wenn Marti zum Kartenspielen angehalten wird, die Familie mit einer Gondel über den See fährt (vgl. G 49f.), oder wenn er Zigarrenstumpen bei der Arbeit raucht. Im Umkehrschluss wird deshalb seine freie Zeit mit der Arbeit verschränkt: Er geht auch am Sonntag ins Büro, empfindet die vormals als unterschiedlich groß beschriebenen Tische (zum Arbeiten respektive Dinieren) als einander ähnlich, und verbindet synästhetisch den Anblick seiner Schreibearbeit mit dem Duft eines Garten-Frühstücks.

Diese Verschränkung von Arbeit und Muße als *Praxis des Nichtstuns* erklärt auch die Festigkeit der gegenseitigen Bindung zwischen Tobler und Marti trotz der kuriosen Ausklammerung der Lohn- und Leistungsthematik. Als Parasiten in gegenseitiger Abhängigkeit profitieren sie vielfach voneinander. Marti genießt die Verhaltensweise, die sich aus der Überlagerung von Arbeit und Nichtstun ergibt, und die man *Arbeits-Spiel* nennen könnte – d.h. nicht zu arbeiten, sondern sich so zu verhalten, *als ob* er arbeiten würde, während er tatsächlich nichts tut. Im Romantext ist dieses Spiel zu erkennen, weil die Reflexionen über die Arbeit, ebenso wie die Konditionen ihrer Verrichtung, mehr Erzählraum einnehmen als die Arbeit selbst:

Im Bureau! Erst ein bißchen auf und ab gehen, *das gehörte doch schließlich zur Sache, so fing einer immer an, wenn er zu arbeiten sich vornahm*. Gehörte Joseph zu den Menschen, die mit Ausschnaußen ein Geschäft beginnen und erst nach Beendigung desselben, das heißt, nach halber Beendigung energisch werden, das heißt wiederum, nur dazu energisch, um sich über irgendeinen billigen Genuß herzumachen? Er zündete langsam einen der wohlbekanntesten Stumpen an, die ihm jeweilen den Gedanken an die beginnende Arbeit so sehr versüßten, und rauchte drauf los wie das Mitglied eines Rauchklubs. Und dann setzte er sich wieder einmal an seinen Schreibtisch, und fing an, sich nützlich zu erweisen. (G 144, Herv. meine)

Der Beginn »Im Bureau!« wirkt wie eine Regieanweisung, und verleiht der Situation eine theatrale Note. Wie diese Passage zeigt, ist der Eintritt in das Büro bzw. auf die Bühne nicht mit einem sofortigen Beginn der Arbeit verbunden, sondern mit einem Gedankenmonolog, der sich liest wie die Überlegungen eines Schauspielers, der nach einer Geste sucht, die am besten den Beginn der Arbeit konnotiert. Bemerkenswert ist bereits hier, dass Marti nur auf ein Zeichen (= das Rauchen) fokussiert, was auf die Arbeit verweist, nicht jedoch auf die Arbeit selbst, von der er selbst nur ungenau spricht. Die grammati-

sche Unbestimmtheit der Versicherung, es gehöre »zur Sache« (welcher?), und dass »einer« (wer?) immer so anfangt, »wenn er zu arbeiten sich vornahm«, markiert eine Distanz zur Arbeit. Der Gedankengang offenbart, dass Martis Verhalten *Gehabe* ist, und mehr mit der Darstellung von Arbeit beschäftigt als mit der Arbeit selbst.

Dieses Phänomen wird in fast jeder Szene, die im Büro spielt, irgendwie abgewandelt erzählt. Marti scheint immer nach passenden Gesten oder den richtigen Worten zu suchen, um sich selbst als genuin arbeitend darzustellen. Wenn Tobler etwas sagt, wovon er nichts versteht, so antwortet er dennoch: »natürlich! als sei er bereits jahrelang im Geschäft tätig gewesen«, weil er es für »passend« (G 62) hält. Der Text offenbart immer wieder, dass Martis Verhalten im Büro zu großen Teilen dem Kalkül folgt, arbeitend auszusehen. Im Roman werden so Zeichen geschaffen, die zwar auf Arbeit und ein florierendes Geschäft verweisen, ohne diese innerhalb der Diegese jedoch tatsächlich »ehrlich« zu bezeichnen. Die Gleichung lautet also so: Die Kombination von a) Abneigung gegen die Arbeit (von sowohl Marti als auch Tobler) mit b) der Unterminierung der geleisteten Arbeit Martis ergibt nicht einfach c) eine Negation, sondern eher d) eine *Simulation* derselben. Im Modus des *Spiels* simulieren beide Arbeit, indem sie kompensatorische, prokrastinierende Aktivitäten theatralisch aus- bzw. aufführen.⁶⁵

65 Es gibt bereits ähnliche Argumentationslinien bei Jochen Greven und Karl Wagner, allerdings unter der (mir unverständlichen) Ausklammerung der Arbeit. Wagner schreibt zum Beispiel, Marti würde mit »seinen körperlichen Aktivitäten« wie dem Rasensprengen sein »Versagen« und »seine permanente Kopfflosigkeit« kompensieren. Wagner räumt zwar ein, dass Marti den »Sinn der Büroarbeit gar nie begriffen hat und auch gar nicht begreifen konnte«, lastet das aber der fehlenden Intelligenz Martis an, anstatt darin eine strukturelle Beschaffenheit der Arbeit zu sehen, die sich eben grundlegend durch müßige Handlungen definiert. Wagner: *Herr und Knecht*, 44f. Greven hingegen argumentiert ganz anders, und zwar sieht er in den Kompensationen – insbesondere in den Hausarbeiten, dem Rasensprengen sowie dem Schwimmen und Spazierengehen – eine Flucht vor der eigenen, mit Vorwürfen überladenen Selbstreflexion und den Versuch, sich so »wirklich mit seiner Umwelt [dem »real Seienden«] zu verbinden«. Jochen Greven: *Existenz, Welt und reines Sein im Werk Robert Walsers. Versuch zur Bestimmung von Grundstrukturen*. Paderborn: Fink (2009), 57. Greven hat insofern Recht als Marti das Schauspiel der hyperbolischen und anderen Verhaltensweisen im Büro für Tätigkeiten unterbricht, die dem Funktionieren des Haushaltes dienen (und durch die Entlohnung der Haushälterin Pauline auch mehr geschätzt werden), und damit dem tatsächlichen Wunsch, etwas zu leisten, Ausdruck verleihen. Wiederholt wird versucht, die Illusion (des scheinbaren Leistens) zur Realität (eines wirklichen Leistens)

Mit dieser ›Theatralität‹ geht eine Statusveränderung einher, d.h. es wird für den Bereich der Handlung vollzogen, was John L. Austin in Bezug auf Sprechakte einen Szenenwechsel (»sea-change«) nennen würde: Marti agiert wie ein Schauspieler, und das, was er tut, ist »in a peculiar way hollow or void if said by an actor on the stage«. ⁶⁶ Austin beschreibt den Modus solcher Inszenierungen als erkennbar unernst und parasitär, in stetiger Abhängigkeit von ihrem Wirt – der ›eigentlichen‹ Bedeutung der gesprochenen Worte oder vollzogenen Handlungen. Umgekehrt beschreibt auch Michel Serres in *Le parasite* das Parasitäre als »Störung der Kommunikation«, die nur aufgrund ihrer Abhängigkeit zur Kommunikation (ohne die sie nicht wahrnehmbar wäre) existiert. ⁶⁷ Die Verschränkung von veränderter, entrückter Kommunikation und dem Parasitären nähert diese Art des theatralen Verhaltens und Sprechens, die man bei Marti beobachten kann, auch prinzipiell der Figur des Nichtstuers (/Müßiggängers/Taugenichts/Faulpelzes etc.) an. Von dieser behauptet Manuel Bauer nämlich, sie habe »zwangsläufig eine Stellung zum Wirtschaftsleben, die sich aber zumeist nur *ex negativo* erschließt [...] und in vielen Fällen in parasitärem Egoismus mündet«. ⁶⁸

Marti arbeitet, wie gesagt, eben nicht selbst, lebt aber davon, dass andere dies tun (so die Händler, die Tobler unbezahlt weiter beliefern und die Familie ernähren) – und ebenso verhält es sich mit seiner ›Performance‹. Martis Handlung in diesem Passus verweist lediglich auf das Ritual des Arbeitsbeginns, ohne dass sich tatsächliche Arbeit anschließt. Man erfährt nämlich nicht, wie sich Marti »nützlich« erweist, sondern nur vom Eintreten Toblers, der, selbst nicht arbeitend, auch Marti von der Arbeit ablenkt und so erneut seine Unfähigkeit zur Geschäftsführung beweist. Beschwingt von vornächtlicher Zecherei trifft er spät im Büro ein, verwickelt Marti in ein Gespräch – dazu noch über sein bisher ausbleibendes Gehalt –, nur um ihm Faulheit vorzuwerfen:

So zeigen Sie auch, Teufel noch einmal, daß Sie imstande sind, etwas zu leisten. Bis jetzt habe ich noch wenig davon bemerkt. Ein großes Maul macht noch keine nennenswerte Leistung, haben Sie das verstanden? (G 145)

umzukehren, doch dafür fehlt der Organisation (des Geschäfts und der Familie) die wirtschaftliche Grundlage.

66 John L. Austin: *How to do Things with Words. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955*. Oxford: Clarendon Press (1962), 22.

67 Serres: *Der Parasit*, 11.

68 Bauer: *Ökonomische Menschen*, 273.

Trotz des offensichtlichen Widerspruchs, der zwischen Toblers Benehmen und seinen Erwartungen besteht, benennt er dennoch die programmatische Losung der Gehülften-Geschichte – das »große Maul« ohne »nennenswerte Leistung«. Oder eben »Zeichen« ohne »Referenten«, analog zu Baudrillards Vorstellung einer simulierten Realität. »La simulation n'est plus [...] d'un être référentiel, d'une substance« erklärt dieser; »[e]lle est la génération par les modèles d'un réel sans origine ni réalité : hyperréel.«⁶⁹ Unter dieser »Hyperrealität« versteht Baudrillard die Kopie von etwas Realem, was von der ›tatsächlichen‹ Realität losgelöst ist, und als ›neue‹ Realität wahrgenommen wird.⁷⁰ Diese Theorie verkompliziert unweigerlich die Idee eines Wahrheitsgehalts, denn die Kopie bezeichnet ›Uneigentliches‹, ist also in gewisser Weise Lüge. Es sei damit »unmöglich geworden«, führt er an anderer Stelle aus, »daß ein Sinn zurückverfolgt werden kann.«⁷¹ Ganz ähnlich verhält es sich mit der Unbestimmtheit des »so fing einer immer an, wenn er zu arbeiten sich vornahm«: Marti imitiert hier nicht direkt eine Arbeit, sondern die *Vorstellung* einer Arbeit, deren Ursprung vollkommen unklar ist. Somit kann die Sinnhaftigkeit des Auf-und-Ab-Gehens als Arbeitsbeginn nicht (mehr) nachvollzogen werden. Auch Tobler agiert so; er habe, wie seine Frau kurz vor dem Bankrott sagt, »nur den Ton dieser piffigen und schlaunen [Geschäfts-]Leute angenommen, das *äußere Betragen*, die *Manieren*, nicht aber zugleich die *Fähigkeiten*.« (G 246, Herv. meine)

Die im Roman beschriebenen ›hyperrealen‹ Handlungen, die Arbeit auf diese Art und Weise simulieren, können analog dazu als *Hyperarbeit* verstanden werden. Das hier entwickelte Konzept der *Hyperarbeit* ist im Kern bereits bei Baudrillard angelegt, da er den Simulationsmechanismus – wie im einleitenden Abschnitt dieses Kapitels bereits beschrieben wurde – überhaupt erst aus einer post-marxistischen Betrachtung moderner Arbeitsmarktentwicklung herleitet: Anstelle des von Marx erhofften Schwindens der Herrschaft des Kapitals hätte sich Arbeit von einer »Produktivkraft« zu einem »Produkt«

69 Jean Baudrillard: *Simulacres et simulation*. Paris: Galilée (1981), 10.

70 Fred Jameson führt als Beispiel für das Simulacrum – der individuelle Baustein der allgemeinen Hyperrealität – den Photorealismus der 1960er und 70er Jahre an, deren Bilder (z.B. jene von Chuck Close) keine ›Realien‹, sondern Photographien als Referenten hatten. Die reale Welt, so Jameson, ist »transformed into images, of which the ›realism‹ of the photorealist painting is now the simulacrum«. Fredric Jameson: *Postmodernism, or, The Cultural Logic of Late Capitalism*. Durham: Duke UP (1991), 31.

71 Jean Baudrillard: *Das Jahr 2000 findet nicht statt*. Übers. v. Peter Geble u.a. Berlin: Merve (1990), 9.

gewandelt, es ist nur mehr ein »Zeichen unter Zeichen«. ⁷² Daraus folgt die – in bezeichnender Weise auf Walsers *Gehülfen* von 1907 ebenso wie auf den frühen Postmoderne-Diskurs Baudrillards zutreffende – These, Arbeit leiste nichts als die Kreation eines Abbilds ihrer selbst. Sie sei damit eine *Funktion des Imaginären*: »[S]ie ist nur noch der Spiegel der Gesellschaft, ihr Imaginäres, ihr phantastisches Realitätsprinzip«. ⁷³

Natürlich gelten im Roman andere Prämissen als die von Baudrillard beschriebenen: Der Grund für die Hyperarbeit liegt weder in der gesteigerten Effektivität industrieller Produktion, die menschliche Arbeitskraft abwertet, noch liegt ihr Ziel in der politischen Drosselung gesellschaftlicher Kräfte, die durch »tote Arbeit« (oder »bullshit jobs« in David Graebers Terminologie) ⁷⁴ beschäftigt und ermüdet werden. Im *Gehülfen* überspielt Hyperarbeit zunächst lediglich ein dysfunktionales System (Toblers Unternehmen), indem sie einen Abstand zu diesem System schafft und sich darin theatralisch produziert. Eben wegen dieser »Entrücktheit« und der gesellschaftlichen Kritik, die sie auch impliziert, sollte man die Hyperarbeit, die aus dieser Simulation entsteht, nicht nur als simple Kopie betrachten. Die Simulation als Verfahren im Roman kopiert die Arbeit immerhin nicht perfekt, sondern zeigt Abweichungen und Störungen auf, die sich mit normaler Arbeit gar nicht vereinbaren lassen. Dabei entsteht nicht nur eine zweite, andere Arbeit, sondern eine Arbeit anderer Ordnung. Die Simulation als parasitäre Kommunikation im Sinne Serres' bringt also ein *neues* Phänomen hervor, sie ist eine »Störung, welche die Ordnung verändert«: »Die neue Ordnung erscheint durch den Parasiten, der die Nachricht stört. Er verwirrt die alte Reihe, die Folge, die Botschaft, und er komponiert eine neue.« ⁷⁵

Diese Hyperarbeit, die normale Arbeit simuliert und sich dabei von ihr entfernt, zeigt Ambivalenzen innerhalb des Gegensatzes zwischen Muße und Arbeit im *Gehülfen* auf. Das obige Beispiel illustriert die angenehme Seite der Hyperarbeit: Das »Simulations-Spiel« eröffnet den Arbeitsdiskurs, und legitimiert damit zum Beispiel den Genuss des Rauchens, da die Zigarren Toblers Anweisung gemäß nur »während der Arbeit« (G 13, Herv. meine) geraucht wer-

72 Baudrillard: *Der Symbolische Tausch*, 50, 23.

73 Baudrillard: *Der Symbolische Tausch*, 28.

74 Graeber: *Bullshit Jobs*, xvi.

75 Serres: *Der Parasit*, 282f.

den dürfen.⁷⁶ Dieser positiv konnotierte Aspekt wird im Laufe der Erzählung immer wieder aufgegriffen, besonders gehäuft aber zu Beginn des Arbeitsverhältnisses. Da bereitet Marti das Spielen der Rolle des Angestellten, trotz der Ahnung eines Problems, noch große Freude:

Was hatte es zu bedeuten, daß zwei Wechsel zu je vierhundert Mark nicht bezahlt wurden. Man schob den Verfalltag dieser Billets einfach auf einen Monat hinaus, es war sogar riesig nett für Joseph, an den Aussteller der Akzepte schreiben zu dürfen: »Bitte, haben Sie noch Geduld. Die Finanzierung meiner Patente läßt nur noch kurze Zeit auf sich warten. Bis dahin wird es mir möglich geworden sein, die fälligen Verpflichtungen prompt einzulösen.«

Er hatte mehrere solcher Briefe zu schreiben, und er freute sich über die Leichtigkeit, mit der er den gesamten kaufmännischen Stil beherrschte. (G 31f.)

Das Simulationsphänomen ist allerdings nicht ausschließlich lustvoll, insofern es nicht selten bei der Überbrückung heikler Situationen hilft, so zum Beispiel bei der Interaktion Martis mit einem der vielen Gläubiger Toblers. Dort zeichnet sich die Arbeitssimulation Martis, der den Gläubigern nichts entgegenzusetzen hat, durch überschüssige Bewegungen aus, die diese Unfähigkeit kaschieren sollen:

Der Kassenbote der Bärenswiler Sparbank trat ein.

»Natürlich ein Wechsel«, dachte Joseph. Er stand von seinem Platz auf, nahm das Formular in die Hand, besah es von allen Seiten, schüttelte es hin und her, prüfte es auf das Genaueste, machte ein zugleich nachdenkliches und wichtiges Gesicht und sagte dann zu dem Boten, es sei gut, man werde vorbeikommen.

Der Mann nahm den Wechsel wieder zu sich und ging, Joseph nahm sogleich die Feder zur Hand, um brieflich den Aussteller des Wechsels zu ersuchen, noch einen Monat Geduld zu haben. (G 74)

Das Entgegennehmen des Wechsels könnte natürlich auch durch einen einzigen Handgriff erledigt werden. Stattdessen vollzieht er, wie schon Tobler, die Darstellung großer Gesten, die überschüssig wirken, weil ihre Funktion

76 Dazu gehört ebenso die im Zitat vorgenommene Abwertung der Gewohnheit, sich erst *nach* der Arbeit »irgendeine[m] billigen Genuß« als Belohnung hinzugeben, anstatt sich *vor* der Arbeit dadurch auf sie einzustimmen.

uneindeutig ist. In diesem Fall sind sie verantwortlich für die Aufrechterhaltung der Illusion, Toblers Geschäft sei einerseits liquide – was das Aufkommen eines Wechsels unwahrscheinlich oder zumindest selten macht – und andererseits ökonomisch, d.h. in beiden Fällen hochmotiviert zur genauesten Prüfung eines Wechsels. Die Übertriebenheit dieser Gesten – das Besehen, das Hin-und-Her-Schütteln, das genaueste Prüfen, die mehrdeutige Mimik – produziert eine Komik, an der sich die Verschleierungs-Taktik abzeichnet, die den Misserfolg Toblers verdecken soll. Beide Anstrengungen Martis, die Begleichung der Schuld um jeweils einen Monat zu verschieben, verweisen auf leere Referenten: Eine erfolgreiche, finanziell uneingeschränkte Zukunft. Ohne ernstzunehmende Hoffnungsträger ist dies nichts als eine Wunschvorstellung, und der Verweis darauf wird damit gleichsam Simulation.

Die logische Konsequenz aus einer konstanten Arbeits-Simulation, die sich im Text durchgängig nachweisen lässt, ist Baudrillard zufolge die Gleichsetzung der Arbeit mit ihrem Gegenteil, der Nicht-Arbeit bzw. dem Nichtstun. Da die Arbeit »keine Kraft« mehr ist, sondern nur »Zeichen unter Zeichen«, lässt sie sich »mit der Nicht-Arbeit, der Freizeit vertauschen, mit der sie völlig äquivalent ist, sie lässt sich verwandeln in alle anderen Teilbereiche des Alltagslebens«; sie ist, »wie die meisten Tätigkeiten, nur noch ein Ensemble von Beschreibungsvorgängen.«⁷⁷ Dies bedeutet aber gerade nicht die erwartete Ausklammerung der Leistungsthematik, wie sie sich in dem oben beschriebenen Diskurs über Martis Leistungsunfähigkeit andeutet.

Tatsächlich ist Marti selbst sehr auf die Qualität seiner Leistung bedacht. Nur bezieht sich dieser Fokus mehr auf die *Abbildung* von Leistungsbildern, als auf das tatsächliche *Leisten*. Dabei gilt in analoger Weise, was Bourdieu und Passeron über Studenten schreiben, die sich den Habitus des Intellektuellen aneignen, ohne bereits selbst intellektuell zu arbeiten: Gerade die »Verrichtung von Tätigkeiten« in der »Art des ›So-tun-als-ob« ist »eine der Bedingungen für die Übernahme der Werte«, die die intellektuelle Welt beherrschen – oder eben die Welt der Arbeit.⁷⁸ Auch das So-tun-als-ob funktioniert

77 Baudrillard: *Der Symbolische Tausch*, 23.

78 Pierre Bourdieu u. Jean-Claude Passeron: *Die Erben. Studenten, Bildung und Kultur*. Übers. v. Stephan Egger u.a. Konstanz: UVK (2007), 62. Die Autoren gehen soweit, das »Erlernen« eines solchen »Spiels und doppelten Spiels« als »Vorbereitung auf den Beruf« zu betrachten, da so relevante »Techniken« erworben werden können (ebd.) – nicht zu vergessen ist dabei, dass Bourdieu und Passeron in dieser Schrift die Universität als eine Institution kritisieren, die Scheinhaftigkeit belohnt.

im *Gehülphen* im Rahmen der von Weber postulierten protestantischen Leistungsethik.⁷⁹ Der springende Punkt in Webers Verständnis der Arbeitsethik sei nämlich, so Matthew Finkin, dass sich diese Ethik unabhängig davon entwickelt, worin diese Arbeit besteht. »Manche Arbeit ist für sich schon Belohnung,« schreibt er weiter, »Spiel oder Freude für die, die sie leisten.«⁸⁰ Man kann es auch leicht verschoben betrachten: eine Arbeit, die nur zum Spiel gemacht wird, kann ebenso belohnend sein und zum Mehr-Leisten anregen wie eine »echte« Arbeit.

Gemeinschaft und Illusion

Die im vorherigen Kapitel beschriebenen Simulationen – die ostentative, unechte Muße ebenso wie die Hyperarbeit – sind im Roman ohne Zweifel als ›lustvoll‹ konnotiert. Sie bereiten den Protagonisten Freude, weil sie luxuriöse Verausgabung und müßiges Schauspiel involvieren, und weil sie einen Lebensstandard vortäuschen, den sie sich eigentlich nicht leisten können. Für Marti hat dieses schöne Leben auch einen großen sozialen Wert, denn er findet in der Familie Tobler eine bedeutsame Bindung und ein Zugehörigkeitsgefühl, das ihm lange abhandengekommen war. Er ist, so sagt er selbst, »erschreckt [...] darüber, daß ihm einfachere und näherliegende Beziehungen vollständig mangeln« (G 93). Die Familie Tobler gleicht diesen Mangel aus. Die These, Marti würde die unbezahlte Anstellung im Tausch für eine quasi-Mitgliedschaft bei der Familie Tobler hinnehmen, ist in der Walser-Forschung bereits etabliert.⁸¹ Diese versteht, in Anlehnung an eine Passage vom Beginn des Romans, Marti als ›Heimatlosen‹, der in der Familie Tobler eine neue Heimat zu finden sucht.⁸² Tatsächlich werden in Marti durch die Familie Tobler

79 Werner Deich stellt nach der Auswertung von fast 70 Angestelltenromanen aus dem deutschsprachigen Raum um die Jahrhundertwende (den *Gehülphen* inbegriffen) fest, dass sich diese Berufsgruppe in ihrer literarischen Darstellung durch ein stark ausgeprägtes Leistungs- und Pflichtbewusstsein auszeichnet. Vgl. Werner Deich: *Der Angestellte im Roman. Zur Sozialgeschichte des Handlungsgehilfen um 1900*. Köln: Grote (1974), 176-178.

80 Matthew Finkin: Arbeit, Arbeitsrecht und Wissenschaft. Webers Frage. Übers. v. Rudolf Buschmann. In: *Arbeit und Recht* 55 (12), 2007, 410.

81 Vgl. Rüschi: *Ironie und Herrschaft*, 128f.; Wagner: *Herr und Knecht*, 33f.

82 So werden die Blicke der Kinder, als sie Marti das erste Mal sehen, wie folgt beschrieben: »Diese ungeniert fragenden und forschenden Blicke entmutigten ihn. Solche Blicke erinnern eben an die Angeflogenheit an etwas Fremdes, an die Behändigkeit dieses Fremden, das für sich eine Heimat darstellt, und an die Heimatlosigkeit desjenigen,

Erinnerungen an sein eigenes »bürgerliche[s] Familienhaus« (G 102) geweckt. Auch seine Familie befand sich in einer »Misere« (G 102) – in was für einer, weiß man nicht. Auch seine Mutter ist, wie Frau Tobler, häufig krank und schwach, aber dennoch gütig und schön (vgl. G 101f. und G 227f.). Doch Marti assoziiert seine Familie, trotz dieser Probleme, vor allem mit der *Muße* und dem *Spiel* aus seiner Kindheit, die er bei der Familie Tobler wieder aufnehmen kann. Im Roman wird Martis Kindheit nur wenige Male erwähnt, immer jedoch in Momenten der *Muße* und des Genusses. Das erste Mal erinnert sich Marti, wenige Tage nach seinem Einzug bei den Toblers, beim Trinken des Nachmittagskaffees, eines seiner liebsten Genussmittel: »Warum denke ich an zu Hause, an die Kindheit, wenn ich diesen sonderbaren Kaffee trinke?« (G 29). Eine weitere, bezeichnende Erinnerung überkommt Marti ebenfalls in einem besonders von *Muße* bestimmten Moment. An einem Sonntagsspaziergang nach einem Bad im See legt er sich in eine moosbewachsene Schlucht und tagträumt von einem ähnlichen Tag seiner Jugendzeit: »Es war auch an einem Sommersonntag[...]. Die Kinder waren vorausgesprungen, *Spiele erfindend und betreibend*, hinterher kamen die Eltern« (G 100, Herv. meine).

Der Protagonist Marti verbindet seine Kindheit mit dem Spiel, und nimmt die Toblers als Ersatzfamilie her, weil er sich dort fast vollständig dem Spiel widmen darf, sei es am Kartentisch oder im Büro. Die *Muße*, die Marti bei Toblers genießt, ermöglicht diese gedankliche Verbindung auch erst. So schreibt Gaston Bachelard über die Träumerei, sie entstehe aus der *Muße*, in der man nicht denken muss: »c'est moi qui suis heureux de rêver ma rêverie, c'est moi qui suis heureux du loisir où je n'ai plus la tâche de penser«. ⁸³ Die zumindest zeitweilige Befreiung von Anstrengungen, die Marti im Hause Tobler zum ersten Mal in seiner elenden Karriere erlebt, führt ihn direkt in seine Kindheit zurück – »l'enfance [...], l'archétype du bonheur simple«, schreibt Bachelard –, ⁸⁴ in der er ähnlich befreit war.

Die Vorstellung einer idealen Gemeinschaft, die sich in der Geschichte an der Figur Marti abbildet, ist die einer im Spiel und *Muße* begriffenen Familie. Diese Art der Gemeinschaft wird im Roman in einen scharfen Kontrast zu

der nun so dasitzt und die Pflicht hat, sich möglichst rasch und guten Willens in das behagliche fremde Bild heimatlich einzufügen.« (G 13)

83 Gaston Bachelard: *La Poétique de la Rêverie*. Paris: Presses Universitaires de France (1960), 20. Herv. meine. Bachelard möchte in dieser Passage auf die Bewusstheit des Tagträumens hinaus.

84 Bachelard: *La Poétique de la Rêverie*, 106.

solchen Gemeinschaftsformen gesetzt, deren Fundament die Arbeit ist. Diese andere Art der Gemeinschaft wird durch den Sozialismus versinnbildlicht, den Marti ideologisch entschieden ablehnt.⁸⁵ Diese Ablehnung bezieht sich auf die sozialistische *Idealisierung von Arbeit*, auf die sich seiner Meinung nach keine Gemeinschaft aufbauen lässt. Die Idee einer sozialistischen Arbeitergemeinschaft wird im Roman im Rahmen eines Wiedersehens zwischen Marti und seiner Jugendfreundin Klara demontiert. Beide hätten zwar einmal an den Sozialismus geglaubt, heißt es dort, hätten diesen Glauben jedoch aufgegeben, da diese Bewegung nichts als Schall und Rauch gewesen sei:

Es war damals eine sonderbare Welt und Zeit gewesen. Unter dem Namen »Sozialismus« hatte sich, einer üppigen Schlingpflanze ähnlich, eine zugleich befremdende und anheimelnde Idee in die Köpfe und um die Körper der Menschen[...] geworfen[...]. *Die Arbeiter und ihre Interessen nahm man damals allgemein mehr geräuschvoll als ernst.* Es wurden häufig Umzüge veranstaltet, an deren Spitze auch Frauen schritten, blutigrote oder schwarze Fahnen hoch in der Luft daherschwenkend. Was nur immer mit den Verhältnissen und Ordnungen der Welt unzufrieden war, schloß sich dieser leidenschaftlichen Gedanken- und Gefühlsbewegung hoffnungsvoll und zufrieden an, und was die Abenteuerlust einer gewissen Sorte von Schreibern, Krakeelmachern und Schwätzern vermochte, die Bewegung einestils prahlerisch hochzuheben und anderteils in die Gemeinheit des Tages herabzuziehen, das bemerkten die Feinde dieses »Gedankens« mit einer Art vergnüglichen Hohnlächeln. Die ganze Welt, Europa und die übrigen Erdteile, so hieß es damals unter den jungen und halbreifen Geistern, verbände und vereinige diese Idee zu einer fröhlichen Menschenversammlung, aber nur wer arbeite, sei berechtigt usw.

Joseph und Klara waren damals ganz und gar von diesem vielleicht edlen und schönen Feuer ergriffen worden[...]. Sie liebten beide, wie es damals Mode war, die »Menschheit«. (G 134f., Herv. meine)

85 Der Sozialismus war in der Schweiz des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts sowie von einer gemäßigeren Ausprägung und insgesamt weniger populär als im Rest Europas. Die Gründe für diese historische Entwicklung lagen in der Stärke und Etabliertheit der repräsentativen Demokratie, die Interessenverbände von Arbeitern zwar nicht überflüssig, aber zumindest weniger notwendig machten. Vgl. Volker Reinhardt: *Geschichte der Schweiz*. München: Beck (2014), 104f.

Die Hervorhebung der Worte, die auf den Sozialismus oder seine Kerngedanken hinweisen (»Sozialismus«, »Gedankens«, »Menschheit«) markiert ein zitierendes, d.h. distanzierendes Sprechen, welches das sozialistische Programm nicht ernsthaft in Erwägung zieht. Dies zeigt sich ebenfalls in der skeptischen Formulierung des Erzählers, bei der Leidenschaft für diese Idee handele es sich um ein nur »vielleicht edle[s] und schöne[s] Feuer« (s.o., Herv. meine). Damit wird die emphatische Gutheißung dieses Projekts, ganz abseits von der Legitimität der sozialistischen Agenda, in Frage gestellt. Als Grund für diese Infragestellung dient die Scheinhaftigkeit der Bewegung: die Anteilnahme an den Lebensumständen der ArbeiterInnen sei nur oberflächlich, denn sie werde »mehr geräuschvoll als ernst« genommen. Der Sozialismus postuliere ein anderes, überhöhtes Verständnis von Arbeit, wodurch er es verfehle, die Lebensrealität der Arbeitenden zu erfassen. Er stellt somit lediglich eine *Illusion* dar.

Die sozialistische Ideologie fungiert hier demnach nicht weniger als hyperreales Zeichen als die Arbeit Martis, beide sind eine ›Waise‹ ohne Referenten. Die »Krakeelmacher[...] und Schwätzer[...]« heben die Bewegung prahlerisch hoch – ganz getreu der oben erwähnten Tobler'schen Losung ›großes Maul ohne Leistung‹ (G 145). Den Grund dafür, dass sowohl Klara als auch Marti den »Sozialismus« letztlich ablehnen, lernt man implizit aus diesem Verweis auf die ›Falschheit‹ seiner Proklamationen. Die, so kann man annehmen, die Arbeit als Art der Mitgliedschaftskondition anpreisen und damit auch idealisieren, ohne jedoch die unverhältnismäßigen Belastungen der Arbeit wirklich beseitigen zu wollen. Klaras Äußerung, sie sei »jetzt öfters unwohl und unfähig, das Erwerbsleben, das sie so lange geführt habe, zu ertragen«, und dass sie »zu schwach geworden« sei (G 137), ist wichtigstes Ausschlusskriterium für ihre Mitwirkung im »Sozialismus«, denn »nur wer arbeite, sei berechtigt, usw«. Zudem habe sie, als alleinerziehende Mutter, ihre Aufmerksamkeit von der Masse auf das Einzelwesen gerichtet bzw. richten müssen: »[v]on da an liebte sie nicht mehr die »Menschheit«, sondern sie betete ihr Kind an.« (G 136)

Die oben zitierte Passage zeigt klar den Standpunkt Martis zum Thema Gemeinschaft: Die Teilnahme und -habe an der Gemeinschaft darf nicht an die Voraussetzung der Arbeit gekoppelt sein. Zum einen zerstört sie den Körper und macht den Menschen, wie Klara selbst sagt, schwach. Dies war Hannah Arendt zufolge für die längste Zeit die hauptsächliche Konnotation der Arbeit: die Bedeutung des Wortes schließe »seit eh und je »Mühe und Plage«,

Anstrengung und Schmerz, ja eine Verunstaltung des Körpers« ein.⁸⁶ Eine so herbeigeführte Schwäche kann der Gemeinschaft nicht zuträglich sein, sie würde dem Menschen nur die soziale Energie rauben. Zum anderen scheint die Arbeit eine zu allgemeine Gemeinsamkeit zu sein, als dass man darauf eine Gemeinschaft gründen könne. Da fast jeder Mensch arbeitet oder arbeiten muss, bestünde eine solche Gemeinschaft aus der ganzen Menschheit – und das ist sowohl für Klara als auch für Marti nicht zu schaffen. Beide lehnen diese große Gemeinschaft ab. Über Joseph heißt es, er spräche »kein Wort mehr von der »Menschheit«. Das war längst vorüber. Je schwerer es einem wurde, ein »rechter Mensch« zu werden, desto weniger mochte man *große Worte* in den Mund nehmen, und schwer war es, »recht« zu bleiben, das empfand man jeden Tag deutlicher.« (G 137, Herv. meine) Am Beispiel Klaras erkennt man, dass das große Wort »Menschheit« und die große Gemeinschaft zugunsten einer greifbaren Realität abgewählt werden: der Familie. Ihre Liebe richtet sich kurz auf die Menschheit, dann nur noch auf ihr Kind. Gemeinschaft, so wird hier mit größter Stärke suggeriert, kann mit der Arbeit selbst nichts zu tun haben.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich die besondere Ironie, dass Marti den Sozialismus und seine Fixierung auf die Arbeit ablehnt, weil dessen humanistische und gemeinschaftsstiftende Funktion nur Illusion sei, obwohl seine Gemeinschaft mit Toblers rund um den simulierten Luxus ebenso illusorisch ist. Wie durch die Phänomene der *ostentativen Muße* und der *Hyperarbeit* verdeutlicht ist, sind Martis Arbeits- und Freizeitaktivitäten fundamental von illusionsbildenden Prozessen abhängig. Der Umstand, dass Marti den Sozialismus ablehnt, obwohl er prinzipiell die Stärkung der arbeitenden Bevölkerung zum Ziel hat, deutet darauf hin, dass Marti selbst einer Illusion im Marx'schen Sinne erliegt – der Illusion nämlich, es gehe ihm gut. Marx verwendet den Begriff der Illusion sowohl für ein durch Religion produziertes, »falsches« Glück, das den Menschen an der Verbesserung seiner Lebensumstände hindere,⁸⁷ als auch im Sinne einer ideologischen Regressivität der herrschenden Klasse, die sich an die geschichtlich bedingte, gesellschaftliche

86 Arendt: *Vita activa*, 60f.

87 »Die Aufhebung der Religion als des *illusorischen* Glücks des Volkes ist die Forderung seines *wirklichen* Glücks. Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben, ist die *Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusionen bedarf*. Die Kritik der Religion ist also im *Keim die Kritik des Jammerthales*, dessen *Heiligenschein* die Religion ist.« Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. In: *Deutsch-Französische Jahrbücher*. Hg. v. Dems. u.a. Paris: Bureau der Jahrbücher (1844), 72.

Veränderung geistig noch nicht anpassen konnte.⁸⁸ Aus Marx' Sicht ist die Überwindung solcher Illusionen und eine kritische Betrachtung der Welt – und damit die Bewusstwerdung über die Wirklichkeit – eine zentrale Voraussetzung für die Befreiung der Arbeit und die Etablierung des Kommunismus.⁸⁹ Die Aufgabe des Sozialismus ist die Dekonstruktion dieser Illusion. Die Tatsache, dass die sozialistische Bewegung von Marti selbst als Illusion kritisiert wird, obwohl sie sich als Instanz sieht, die eigentlich die Kritik an anderen illusorischen Zuständen befördern will, zeugt von Martis eigener illusorischer Gefangenheit.

Das passt zu der Inkompatibilität von Angestelltenschaft und der marxistischen Ideologie, die Siegfried Kracauer 1929/30 beschrieben hat. »Es ist eine der Pointen von Kracauers Studie«, so Michael Gamper, »dass sie zu zeigen vermochte, wie Arbeitssituation und soziale Lage der Angestellten sich allmählich denjenigen des Proletariats annäherten, die Betroffenen aber kein dieser Deklassierung entsprechendes Bewusstsein entwickelten.«⁹⁰ Schon 1912 betonte der Soziologe Emil Lederer, die Privatangestellten befänden sich in einer »Zwischenstellung, zwischen den Klassen.«⁹¹ Kracauer setzte dem hinzu, die Angestellten »möchten Unterschiede bewahren, deren Anerkennung ihre Situation verdunkelt; sie frönen einem Individualismus, der dann allein sanktioniert wäre, wenn sie ihr Geschick noch als einzelne

88 »Je mehr die normale Verkehrsform der Gesellschaft und damit die Bedingungen der herrschenden Klasse ihren Gegensatz gegen die fortgeschrittenen Produktivkräfte entwickeln, je größer daher der Zwiespalt in der herrschenden Klasse selbst und mit der beherrschten Klasse wird, desto unwahrer wird natürlich das dieser Verkehrsform ursprünglich entsprechende Bewusstsein[...], desto mehr sinken die früheren überlieferten Vorstellungen dieser Verkehrsverhältnisse[...] zu bloß idealisierenden Phrasen, zur bewußten Illusion, zur absichtlichen Heuchelei herab.« Karl Marx u. Friedrich Engels: *Historisch-Kritische Gesamtausgabe*. 1. Abt., Bd. 5. *Deutsche Ideologie*. Hg. v. Vladimir Adoratskij. Glashütten: Auvermann (1970), 271.

89 Richard Bernstein bemerkt zu Marx' Position: »[C]riticism [...] has the power *not* of delineating some utopian ideal which is to be striven for, but of revealing to men a critical understanding of what they are suffering.« Bernstein: *Praxis and Action*, 54.

90 Michael Gamper: *Masse lesen, Masse schreiben. Eine Diskurs- und Imaginationsgeschichte der Menschenmenge 1765 – 1930*. München: Fink (2007), 488f. Wagner zufolge sei der Wirtschaftsgeist der späten Schweizer Gründerzeit so ausgeprägt, dass es zu einer regelrechten »Proletarisierungsangst des Kleinbürgertums« kam. Wagner: *Herr und Knecht*, 98.

91 Emil Lederer: *Die Privatangestellten in der modernen Wirtschaftsentwicklung*. Tübingen: Mohr Siebeck (1912), 25.

gestalten könnten.«⁹² Obwohl Kracauers Analyse mehr als 20 Jahre nach dem Erscheinen von *Der Gehülfe* entsteht, erklärt sie den Grund für die Verblendung Martis passgenau. Die Parallelen zu Martis Situation sind evident: Martis Abneigung gegen die »Menschheit«, ebenso wie Klaras neu verlagter Fokus von eben dieser auf ihr eigenes Kind, verleihen der Sehnsucht nach einer *individuell* gestalteten Erfahrung anstelle einer Zugehörigkeit zur Masse Ausdruck. Die abwertende Haltung spiegelt geradezu Gustave Le Bons negatives Urteil über die Masse in *Psychologie der Massen* (1895), in dem der Masse sowohl der Verlust von Individualität als auch Unvernünftigkeit attestiert wird.⁹³ Was die Masse in Le Bons und Martis Denken symbolisiert, passt nämlich gar nicht zusammen mit der inhärenten Sehnsucht nach Bürgerlichkeit, die Kracauer den Angestellten unterstellt,⁹⁴ und die sich in Martis Fall so deutlich an der enthusiastischen Imitation des Tobler'schen Habitus in *ostentativer Muße* und *Hyperarbeit* abzeichnet. Im Vergleich zu den Aktivitäten des Proletariats ist Toblers Habitus nämlich hochindividuell, und wenn auch nicht per se vernünftig, so imitiert er immerhin vernünftige Wesenszüge des Bürgertums. Dass Marti daran glaubt, einer höheren Klasse anzugehören, bringt ihn auch dazu, sich im Gegensatz zu der Köchin, die zur Arbeiterklasse gehört, von der Familie Tobler ausbeuten zu lassen:

Pauline erhielt ihren Lohn regelmäßig ausbezahlt, dagegen setzte man beim Gehülfen Verständnis und Takt genug voraus, die Lage zu begreifen, wortlos, und sich in dieselbe zu schicken. Joseph war ein Mann, Pauline ein unberechenbares Kind aus dem Volk. Einem Mann durfte man Entsagungen

92 Siegfried Kracauer: *Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (1971), 279f.

93 »In der Gemeinschaftsseele verwischen sich die Verstandesfähigkeiten und damit auch die Persönlichkeit der einzelnen. [...] Eben die Vergemeinschaftlichung der gewöhnlichen Eigenschaften erklärt uns, warum die Massen niemals Handlungen ausführen können, die eine besondere Intelligenz beanspruchen.« Gustave Le Bon: *Psychologie der Masse*. [Übers. v. Rudolf Eisler.] Stuttgart: Kröner (1953), 15f.

94 Kracauer spricht von »spießbürgerlich[en]« Idealen junger, weiblicher Angestellter und von der Neigung, sich »durch irgendeinen Rang von der Menge abzuheben«, die eine »im bürgerlichen Deutschland ausgeprägte Sucht« sei. Kracauer: *Die Angestellten*, 268f., 281. Auch Werner Deich postuliert, dass der Angestelltenroman um die Jahrhundertwende von der Erwartung geprägt gewesen sei, dass ein Angestellter *aufsteigen* und sich selbstständig machen, d.h. bürgerlich werden wird. Vgl. Deich: *Der Angestellte im Roman*, 178-182.

zutrauen, einem Kind aus den niederen Schichten des Volkes niemals, und der Angestellte begriff das. (G 164f.)

Die Verwendung des Verbs ›begreifen‹ ist hier sarkastisch. Marti begreift ja gerade nicht, dass seine Arbeitssituation der des Proletariats nicht nur näher rückt, sondern sich bereits in einem schlechteren Zustand befindet. Dass er die Ungerechtigkeit der Situation als angemessen ›begreift‹, unterstreicht nur die von Gamper hervorgehobene Tatsache, dass er über »kein dieser Deklassierung entsprechendes Bewusstsein« (s.o.) verfügt.

Doch obwohl Krakauers Hypothese klar auf Marti zutrifft, gibt es dennoch einen grundlegenden Unterschied zwischen den jeweiligen Situationen: ihre Illusionen haben nicht den gleichen Ursprung. Krakauer zufolge produziere die Unterhaltungsindustrie diese Illusionen, und unterstütze damit die Grenzziehung der Angestellten zum Proletariat. Die Partizipation an Massenkulturphänomenen wie Sportveranstaltungen oder Kinovorstellungen sei eine Kompensationsmethode der Angestellten, in der sie »durch äußere Ablenkung die innere Leere« zu zerstreuen suchten.⁹⁵ In seinem Verständnis schafft insbesondere das Kino einen schönen Schein, der prekäre Realitäten überspielen soll. Filme der Gegenwart, so Kracauer, sind zwar »Spiegel der bestehenden Gesellschaft«, doch sie »färben die schwärzesten Einrichtungen rosa« und sind deshalb letztlich »Blendungsversuche«.⁹⁶ Zwar sei auch die Arbeiterklasse anfällig dafür, doch der Gegenwartsfilm bündele viele gerade für »Angestellte produzierte[...] Illusionen«.⁹⁷

Martis Illusion allerdings hat einen anderen Ursprung: die Arbeit. Er geht nicht ins Kino, doch eine geradezu filmische Illusion gibt es in seinem Leben trotzdem: die, die er selbst in der *Hyperarbeit* ›erspielt‹. Durch das ›Spielen‹ von Arbeit *simuliert* er, selbst bürgerlich, oder gar affluent zu sein. Auch Nagi Naguib spricht in dieser Hinsicht von Martis »Schauspielern[...] mit sich selbst«.⁹⁸ Der Unterschied zu Kracauers These ist freilich, dass der von ihm

95 Gamper: *Masse lesen*, 490.

96 Siegfried Kracauer: Die kleinen Ladenmädchen gehen ins Kino. In: Ders.: *Das Ornament der Masse. Essays*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (1977), 279, 280, 281.

97 Kracauer: *Die Angestellten*, 220. Bezeichnenderweise publiziert Freud im selben Jahr, 1930, einen Aufsatz, der ebenfalls die Illusion des Kunstwerks als Abwehrmechanismus des Menschen ausweist. Dort heißt es, die Realität sei »die Quelle alles Leids«, von der der Mensch sich durch Illusionen unabhängig macht, die er aus seiner Phantasie oder den »Werken der Kunst« schöpft. Vgl. Freud: *Das Unbehagen in der Kultur*, 47.

98 Naguib: *Studien*, 49.

beschriebe »Glanz« nicht an der Zerstreuung haftet, sondern an der Arbeit, jedoch ohne dass Marti von dem Glauben abrückt, »dass ein zerstreutes Dasein zugleich das höhere sei.«⁹⁹ Immerhin heißt es ja, dass die Zerstreuung des Kartenspiels, in welches Marti bei Tobler eingeführt wird, den »sogenannten besseren« vorbehalten sei, »die nicht gar so streng zu arbeiten brauchten den Tag über« (s.o., G 48); außerdem fallen, wie oben gezeigt wurde, in Martis Angestelltentätigkeit Arbeit und Freizeit meistens zusammen. So zum Beispiel in der Gondelfahrt-Episode, in der er als »richtiger Mann für alles« (G 49) sowohl rudert als auch die »Genugtuung« der spätabendlichen Stille genießt und sich seinen »Einbildungen« überlässt (G 53f.). Klassenfragen beiseite genommen, kann man bei Walsers *Gehülfen* von einer doppelten Illusion sprechen: Die Hyperarbeit, die den Müßiggang legitimiert einerseits; der Müßiggang andererseits, der den »Schein wahre[...]«, zur bürgerlichen Gesellschaft zu gehören«,¹⁰⁰ obwohl es dafür überhaupt keine ökonomische Grundlage gibt. Die Illusion Martis gewinnt also an Festigkeit, weil sie an einer mit Muße verschmolzenen Arbeit hängt. Weil die spielerische Arbeit und die unechte Muße ihm außerdem die Gemeinschaft bieten, die er sich wünscht, und sich zusätzlich wie ein Klassenaufstieg ausnehmen, denkt Marti gar nicht daran, sich diese Illusion nehmen zu lassen. Die Beschuldigung des Sozialismus als Illusionsmaschine ist eine Strategie, die ihn von seiner eigenen Illusion abzulenken versucht. Es ist eine Projektion seines eigenen Problems auf einen anderen Sachverhalt, der ebenfalls die Arbeit im Zentrum hat. Der Roman zeigt mit Marti eine Hauptfigur, die mit allen Kräften für die Aufrechterhaltung ihrer Illusion kämpft.

Doch obwohl Marti aufgrund eben dieser starken Illusionsbindung in der Walser-Forschung fehlendes Klassenbewusstsein und dem Roman die Inszenierung einer ausbleibenden Dialektik des historischen Materialismus attestiert wurde,¹⁰¹ gibt es in der Geschichte auch Momente, in denen sich der

99 Kracauer: *Die Angestellten*, 289. Folgt man Nietzsches Ausführungen zur Herren- und Sklavenmoral aus *Jenseits von Gut und Böse*, die für die Dynamik zwischen Tobler und Marti einschlägig ist, so ist Martis affirmative Haltung zur Muße bzw. zum Müßiggang symptomatisch für »das Verlangen nach Freiheit« und den »Feinheiten des Freiheits-Gefühls«, die »notwendig zur Sklaven-Moral« gehören. Friedrich Nietzsche: *Sämtliche Werke*. Bd. VII. *Jenseits von Gut und Böse*. Stuttgart: Kröner (1964), 204.

100 Kracauer: *Die Angestellten*, 291.

101 Einen »leidenschaftlichen Angriff auf die bestehenden Verhältnisse« suche man bei Marti vergeblich, so zum Beispiel Holona. Marian Holona: *Arbeit, Mediocritas, Müßiggang. Zur Sozialethik in Robert Walsers Kleinprosa*. Warschau: Wydawnictwa Uniwersyte-

Simulationscharakter der Muße wie der Arbeit auch Marti aufdrängt und ihn an der ›Echtheit‹ seiner Anstellung zweifeln lässt. So fragt sich Marti zuweilen recht unvermittelt, ob er seine Rolle als Angestellter korrekt ausführt, oder ob er überhaupt dafür geeignet ist. Zum Beispiel bei der oben kurz skizzierten Szene, in der Marti souverän auf Toblers Aussagen im Büro reagieren möchte, ohne diese allerdings zu verstehen. Nachdem er auf dessen Erzählung zwei Mal »natürlich!« und dann »selbstverständlich!« geantwortet hatte, weil es ihm »passend« erschien, »gutmütige Töne und Gebärden an den Tag zu legen«, stellt er die so angezeigte wohlwollende Eingeweihtheit ins Geschäft in Frage: »Glaube ich eigentlich an das, was ich da sage?« (G 62f.) Diese sorgende Frage begleitet die Arbeitssimulation Martis fast von Beginn der Geschichte an, und gibt Anlass zu langen Gedankenmonologen, in denen die Nähe von Muße und Arbeit reflektiert und problematisiert wird:

»Was leiste ich eigentlich? Ich kann mich da, wenn ich will, sogleich ungestört zu Bett legen, um in einen sehr wahrscheinlich gesunden und tiefen Schlaf zu versinken. Ich bekomme in Biergärten Bier zu trinken. Ich kann mit Frau und Kindern Gondel fahren, ich habe zu essen. Die Luft hier oben ist eine ausgezeichnete, und was die Behandlung betrifft, so wäre ich ein Lügner, wenn ich sie tadelte. Licht und Luft und Gesundheit. Aber was gebe nun ich dafür? Ist das etwas Reelles und Gewichtiges, was ich zu bieten vermag? Bin ich klug und gebe ich das Maß meiner Klugheit auch wirklich voll her? Was sind das für Dienste, die ich bis zum heutigen Tage Herrn Tobler bereits geleistet habe? Alles was recht und gut ist, aber ich bin felsenfest davon überzeugt, daß mein Herr und Meister noch wenig Nutzen durch mich davongetragen hat. Sollten mir der Schneid, die Initiative, die Begeisterungsfähigkeit fehlen? Das ist möglich, denn in der Tat, ich bin mit einer merkwürdig umfangreichen Portion Ruhe ausgestattet zur Welt gekommen. Aber schadet denn das etwas? Freilich schadet es, denn die Unternehmungen Toblers verlangen leidenschaftliche Anteilnahme, und die Ruhe der Seele ähnelt bisweilen der trockenen Gleichgültigkeit. Das Schicksal der Reklame-Uhr zum

tu Warszawskiego (1980), 51. Marti, der sich selbst als gleichgültig beschreibt (vgl. G 55) weise Hong zufolge so gar keine Tendenz zur gesellschaftlichen Umwälzung auf, sodass er auch die »Geschichte« nicht vorantreiben könne. Kil-Pyo Hong: *Selbstreflexion von Modernität in Robert Walsers Romanen »Geschwister Tanner«, »Der Gehülfe« und »Jakob von Gunten«*. Würzburg: Königshausen & Neumann (2002), 156. Wer wie Marti Ausbeutung widerstandslos hinnimmt, der kann nicht zum Revoluzzer werden, lautet die marxistische Deutung.

Beispiel, hat es mich wirklich auch an allen Fasern meines Ichs angepackt? Bin ich davon erfüllt? Ich muß gestehen, ich denke nur allzu oft an ganz andere Dinge. Das aber, mein bester Herr Gehülfe, ist Verrat. Tauche jetzt endlich mal stramm unter in die Angelegenheiten Fremder, du ißt ja auch Fremder ihr Brot, gehst mit Fremder ihren Frauen und Kindern auf dem See schiffahren, liegst in Fremder Kissen und Betten und trinkst Fremder Rotwein aus. Kopf hoch jetzt, und vor allen Dingen den Kopf sauber gehalten. Ich meine, wir sind hier bei Toblers nicht deshalb, daß wir es nur schön haben. Es ist eine Ehre, es sich auch ein bißchen sauer zu machen. Hopp!« (G 55f.)

In dieser in Gänze zitierten Passage grübelt Marti über das Phänomen der Kongruenz von Muße und Arbeit nach. Der Umstand, dass im Hause Tobler »Mühsal und Lohn einander« gerade nicht im »regelmäßigen Rhythmus folgen«,¹⁰² wie Hannah Arendt die Tätigkeit der Arbeit beschreibt, ruft in ihm Zweifel an seinem Verhalten hervor. Er zählt all die Aspekte der Muße und Freizeit auf, die er genießt – »gesunden und tiefen Schlaf«, in »Biergärten Bier zu trinken«, »mit Frau und Kindern Gondel fahren«, »ausgezeichnete [...] Licht und Luft und Gesundheit« – und zweifelt daran, ob er diesen »Lohn« auch durch »Mühsal« erarbeitet hat, weil so gut wie jeder Aspekt seines Lebens ihm wie »Lohn« erscheint. »Aber was gebe nun ich dafür? Ist das etwas Reelles und Gewichtiges, was ich zu bieten vermag?«, fragt er. Der Begriff des »Reellen« in seinem Monolog deutet darauf hin, dass er den Spielcharakter seiner Arbeit erahnt, auch wenn er ihn nie erkennt. Anstatt diese Ahnung jedoch zum Anlass zu nehmen, seine Illusion zu durchbrechen, spornt sie ihn dazu an, sich noch tiefer in sie zu versteigen.

Der *simulative* Charakter seiner Arbeit verleitet ihn dazu, sie konzeptuell anzuzweifeln. Das führt ihn allerdings nicht zu einer Entlarvung Toblers als Regisseur dieser umfassenden Muße- und Arbeitssimulation, sondern im Gegenteil dazu, sich selbst als das Problem zu betrachten. Die Frage, ob auch wirklich »alle Fasern« seines Ichs angepackt wurden, ob sein Ich von der Arbeit erfüllt sei, die Aufforderung, »stramm« in die »Angelegenheiten Fremder« unterzutauchen, und die Versicherung, es sei »eine Ehre, es sich auch ein bißchen sauer zu machen« – all diese Gedanken zeigen eine unverhältnismäßige Fixierung auf die Arbeit an, die das Übergewicht der Muße im Hause Tobler kompensieren soll. Weil Marti in der Hyperarbeit keine »Mühsal« haben kann, schafft er sie sich in Gedanken, und bemüht sich zudem

102 Arendt: *Vita activa*, 126.

umso mehr um die Gunst von Herrn und Frau Tobler. Dies passiert in besonderem Maße dann, wenn er auf seine Ausbeutung aufmerksam wird. So zum Beispiel, wenn der Verwalter des Stellenvermittlungsbüros, durch den Marti seine Anstellung bekommen hat, ihn nach seinem Gehalt fragt. Marti gesteht ihm, dass er noch kein Gehalt ausbezahlt bekommen hat, und dass dies zu den »Punkten« gehört, die ihm »nicht recht gefallen« (G 185). Auf diese Punktierung seiner Illusion hin reagiert er allerdings nicht mit Entrüstung oder Selbstbehauptung. Er wirft sich stattdessen in die Arbeit – die Hausarbeit, denn sie ist wegen der Stasis im Ingenieurbüro die einzige Möglichkeit zur Beschäftigung –, sodass sich Frau Tobler über seinen »feurigen Diensteifer« (G 187) wundert. Er steigert sich mit einer Obsession in die Arbeit rein, die ein Rezensent der englischen Übersetzung des *Gehülfen* als »as zealous as a religious fanatic's« bezeichnet, »even though no hint of religion appears in the text«. ¹⁰³ Die Verbindung zur Religion, die hier etabliert wird, verweist einmal mehr auf eine Art von Verblendung, die auch Karl Marx beschäftigt hat, der die Religion bekanntlich als »illusorische[s] Glück« bezeichnet hat. ¹⁰⁴ Nur ist Martis Opium eben nicht die Religion, sondern die Arbeit selbst, die Marx so heilsgeschichtlich aufgeladen hat.

Martis Illusion wird am Ende des Romans – allerdings nur vermeintlich – aufgehoben. Am Bankrott von Toblers Geschäft zeigt sich, dass Martis Vorstellungen von einer Gemeinschaft, die nur auf Freiheit, Spiel und Muße aufbaut, mit der Realität nicht kompatibel sind. Das Scheitern des Geschäfts und der Familie, die Martis neue »Heimat« sein sollten, bewegt ihn dazu, eine Gemeinschaft durch Arbeit erneut in Betracht zu ziehen. Dies ergibt sich aus einer Begegnung mit dem ehemals bei Tobler angestellten Herr Wirsich. Dieser wurde aufgrund von Alkoholismus entlassen, kehrt allerdings immer wieder zurück, um weiterhin, ebenfalls parasitär, am Wohlstand der Toblers teilzuhaben. Marti entwickelt zum Ende des Romans eine Freundschaft zu dem lange stellenlosen und trinkfreudigen Wirsich, der ebenso große Schwierigkeit mit der Arbeit hat wie Tobler und Marti. Sobald er wieder eine Stelle hat, kommt er Marti besuchen und schlägt vor, »in die nächstbeste Wirtschaft zu treten und eins auf den Durst hinauf zu nehmen« (G 253), und verliert die Stelle dann geradewegs wieder. Innerhalb dieser Freundschaft zeigt Marti eine neugefundene Solidarität mit dem »Kollegen« (G 289). Denn nachdem

103 John McCormick: Review: Ambiguous Immediacy. The Assistant by Robert Walser. In: *The Sewanee Review* 116 (4), 2008, lxxxviii.

104 Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, 72.

er den Tag vor seiner Kündigung (er kündigt, nicht Tobler ihm) mit Wirsich trinkend und redend verbracht hat, koppelt er sich gedanklich von seiner bisherigen Situation, und damit auch von der Gemeinschaft der Nichtstuer ab. Als er, Wirsich im Schlepptau, am Abend zuhause einkehrt, bezeichnet er sich Frau Tobler gegenüber als »Arbeiter« (G 287) des Hauses, wohingegen er vorher im Roman immer als »Angestellter« bezeichnet wurde und auch selbst von sich als »Angestelltem« sprach. Dies weist auf eine veränderte Selbstwahrnehmung hin, und darüber hinaus auf eine Bewusstwerdung des Rechts auf eine gerechte Behandlung. Denn im Romanverlauf kommt die Eigenbezeichnung als »Arbeiter« sonst nur ein einziges Mal vor, und zwar als er bei einer früheren Auseinandersetzung mit Tobler darauf besteht, respektvoll behandelt zu werden. Als er trotz ausbleibenden Lohns zum Dank für seine angenehme Kost und Logis angehalten wird, wehrt er sich wie folgt:

Was muten Sie mir zu, wenn Sie glauben, Ursache zu haben, mir den natürlichen Aufenthalt und Genuß, den ich hier oben bei Ihnen habe, in einem fort vorwerfen zu müssen? Bin ich ein Bettler oder ein *Arbeiter*? Ruhig, Herr Tobler. Bitte, ich mache hier keine Szene, ich setze ganz einfach etwas für unser gegenseitig notwendiges Verständnis auseinander. Ich möchte festgestellt haben dreierlei. Erstens weiß ich Ihnen für alles, was Sie mir *›bieten‹*, Dank, zweitens wissen Sie das, denn Sie konnten das meinem bisherigen Betragen ruhig entnehmen, und drittens *leiste ich etwas*, ein Beweis für dieses Letztere ist die Tatsache, daß mein Gewissen und Ihre Klugheit mich immer noch hier beschäftigt sehen. (G 146f., Herv. meine)

Im Gegensatz zu einigen anderen zentralen Stellen im Roman, in denen Marti sich ungeeignet fühlt, oder, wiederum anders, vollkommen in der Vorstellung aufgeht, seine Rolle perfekt zu spielen, zeigt sich an dieser Stelle eine sehr realistische Einschätzung seiner Situation, die allerdings nicht verstetigt wird, sondern sofort wieder hinter der Illusion zurücktritt. Am Ende des Romans kündigt sich jedoch eine Rückkehr dieser Haltung an, wenn Marti sich wieder als einen »Arbeiter« (G 287) sieht. Gleich darauf fordert er von Tobler die Auszahlung seines »versprochenen Lohns« (G 291), kündigt nach der Ablehnung desselben und verlässt zusammen mit Herrn Wirsich die Familie.

Was durch die Verwendung des Wortes »Arbeiter« und das Bestehen auf seine Rechte aussieht wie eine Re-Solidarisierung mit der Arbeiterschaft, und damit mit dem Sozialismus, ist jedoch nichts weiter als eine Fortführung der Illusion Martis. Denn Wirsich fühlt sich genauso wenig als Arbeiter wie Mar-

ti, er wünscht sich nur den »angenehmen Lebensaufenthalt« (G 254) in einem bürgerlichen Haushalt, und möchte eigentlich »den halben und den ganzen Tag betrunken« sein (G 284). Auch er ist im Grunde ein Nichtstuer, der keine Arbeit halten kann und auf der Suche nach Muße ist. Das ist der eigentliche Grund, aus dem Marti sich mit ihm verbündet: um eine neue Gemeinschaft der Nichtstuer zu gründen, nun, da der alten das Geld ausgegangen ist. Am Schluss des Romans scheint Marti so an die Idee der humanen Kollektivität in der Sozialismus-Episode anzuknüpfen – einer »fröhlichen Menschenversammlung« voller Menschheitsliebe (G 135) – ist aber immer noch nicht geneigt, wirklich zu arbeiten. Er übernimmt nur die auf Arbeit basierende Gruppenidee, um sie allerdings mit Muße zu füllen, so wie er es zuvor mit dem Angestelltenverhältnis zu Tobler mittels der Hyperarbeit auch gemacht hat. Der Roman zeichnet so das Bild einer Gesellschaft, in der eine Gemeinschaft ohne die Grundlage der Arbeit undenkbar ist, sodass alle Gemeinschaften – auch die, die auf anderen Werten (wie dem Nichtstun) beruhen – nur unter dem Deckmantel der Arbeit existieren können.